

## Bettelgesellschaft.

Von

Julius Lohmeyer.

Zu einer Original-Zeichnung von Fedor Flinzer.



„Das glaub' ich, da könnt ihr schmeicheln,  
 Schön thun und streicheln;  
 Denkt ihr, ich wär so dumm  
 Und wüßt' nicht warum?  
 Milch wollt ihr schlecken  
 Und Butterwecken.  
 Aber, wenn ich mal reiten will,  
 Hält keiner still.  
 Da knurret ihr und kratzt und kriecht unters Bett —  
 Ist das nett?  
 Will ich euch mal vor den Wagen spannen  
 Gleich mauzt ihr und springt von dannen  
 Auf Bett und Schrank —

Ist das der Dank?  
 Aber jetzt könnt ihr schnurren  
 Und freundlich knurren,  
 Bitten, betteln und artig thun,  
 Daß ich wieder soll gut sein. — Nun  
 Einmal will ich es noch versuchen,  
 Aber morgen giebt's Festtagskuchen  
 Und Vanillen-Chokolade  
 Ich sag's euch gleich — es ist euer Schade,  
 Wollt ihr nicht artig mit mir spielen.  
 Denn „wer nicht hören will, muß fühlen“,  
 Wie mein Papa, wenn er böse ist, spricht,  
 Aber wobei, das sag' ich euch nicht!





## Wanderlied.

Von

Julius Sturm.



Ich wandre durch die weite Welt  
Und was nur meinem Sinn gefällt,  
Das nenn' ich fröhlich mein.  
Und sprach' der König: „Tausch mit mir,  
Gar trefflich ständ' die Krone dir!“  
Ich spräche lachend: nein!  
Dein Reich ist mir zu klein.

Den grünen Wald, den blauen Strom,  
Der Alpen vielgezackten Dom,  
Des Meeres stolze Flut  
Und was am Boden webt und lebt,  
In Bogen schwimmt, in Wolken schwebt,  
Nenn' ich mit frohem Mut  
Mein auserwähltes Gut.

Und selbst die Erde nicht begrenzt  
Mein Reich, denn über mir erglänzt  
Des Himmels blaues Zelt,  
Und leicht schwingt sich auf hoher Bahn  
Mein königlicher Geist hinan,  
Wo leuchtend Welt um Welt  
Sich ihm zu eigen stellt.

Drum sprach' der König: „Tausch mit mir,  
Gar trefflich ständ' die Krone dir

Mit ihrem goldnen Schein.“  
Ich gab den freien Wandersinn  
Nicht um zehntausend Kronen hin  
Und rief lachend: nein!  
Dein Reich ist mir zu klein.

## Das Heidenkind.

Erzählung von August Becker.

Original-Zeichnungen von W. Claudius.

(Schluß.)

angsam machte die Alte einige Schritte vorwärts, fiel aber dann schwach und matt zusammen. Das Zigeunerstöffele richtete sie wieder auf und trug sie halb der Mühle zu. Es war schon dunkel geworden; der Müller polterte, man solle ihn mit der Heidenbrut in Ruhe lassen; aber endlich nahm er sie auf inständige Bitten ihres Begleiters in die Stube der Mühlknechte

auf. Dort sagte die Alte dem mitleidigen Jungen herzlichen Dank und band ihm dann auf die Seele, heimzueilen und seinen Pflegevater zu rufen. Er möchte ja kommen und nicht zu spät, sie hätte ihm etwas wichtiges zu sagen.

Der Herrgottsbube eilte mit raschen Schritten dem Heimatsdörflein zu. Es war schon dunkle Nacht, als er schweißtriefend dort ankam. Der Vater saß mit den Kindern um den warmen Ofen;



er war eben erst naß und durchkältet aus dem Walde heimgekommen und hatte sich's bequem gemacht. Das Heimchen zirpte gar traulich auf dem Herde und eines der Kinder saß auf des Vaters Schoß, die andern rings um den Ofen und warteten auf die „Grummbeeren“, welche die Mutter zum Abendessen kochte. Es war so recht gemütlich dorten, während es draußen schneite. Man wartete auch auf das Stoffele, und gerade fragten die Kinder wieder nach ihm, als er zur Thüre hereintrat.

„Guten Abend! Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit, Amen!“

„Vater, ihr sollt schnell hinaus auf die Münstere Sägühle kommen!“

„So, was giebt's denn da?“ fragte der Vater in einem Tone, dem man recht gut anmerken konnte, wie wenig angenehm diese Nachricht kam. „Was soll ich denn da? Hat man vielleicht Holzdiebe erwischt? da muß ich freilich gehen!“

Und er setzte schnell das Kind auf den Boden.

„Nein, Vater, eine alte Zigeunerin erwartet euch draußen. Die hat euch was wichtiges zu sagen!“

„Eine alte Zigeunerin? So! Und da soll ich gleich aufpacken und in diesem Wetter den schlechten Weg machen, glaubst du? Wegen einer alten Zigeunerin, die mir was ausschwatzen will, soll ich noch fort in der Nacht! Da bist du doch schief gewickelt, Stoffele! Wie kannst du mir nur so was zumuten!“

„Aber Vater, sie ist todkrank und —“

„Ja, das ist recht traurig, aber ich sehe nicht ein, was ich ihr helfen soll!“

„Sie — sie weiß, wer mich in selbiger Christnacht —“

„Was?“ rief jetzt der Waldhüter lauter. „Die weiß es?“

„Ja, und wer meine Eltern sind!“

„Deine Eltern! Deine Eltern heißen doch hoffentlich Cyriak und Amy!“ erwiderte nach kurzer Pause der Waldhüter, aber er sprach es mit gar wenig zuversichtlichem und ziemlich ängstlichem Tone aus. Es fiel ihm nämlich plötzlich voll Schrecken ein, daß jetzt mit einem Male Leute auftauchen könnten, die ihr Recht auf den Herrgottsbuben geltend zu machen suchten. „Was du doch sagst, Stoffele! Sind wir dir nicht mehr gut genug! Bist du unsrer auf einmal satt? Willst du auf einmal unter der Zigeunerbrut deine Eltern suchen?“

Der Herrgottsbube erschrak vor dem bitteren vorwurfsvollen Ton dieser Worte. Traurig sagte er:

„Ach, lieber Vater, thut mir nicht wehe! Ihr wißt, daß ich euch liebe, mehr als alles in der Welt, daß ich euch alles danke und ewig danken

werde. Ich wäre ja der elendeste Bube, wenn ich das dächte, was ihr meint!“

„Nun, nimm mir's nur nicht übel, ich hab's nicht so böse gemeint!“ beschwichtigte jetzt der Vater. „Aber sag', was ist's denn mit der Zigeunerin da?“

Da erzählte der Bube die Begegnung mit derselben und ihren Auftrag, und der Waldhüter sagte nach kurzem Nachdenken: „So muß ich doch wohl hören, was sie mir zu sagen hat!“

Damit schlüpfte er in die Stiefel, nahm seinen Spießstock, setzte die Kappe auf und ging, indem er seiner Frau in die Küche rief, daß er in anderthalb Stunden wieder da sein werde. Es schneite noch immer fort, indes unten der Schnee auf dem Boden wieder zerschmolz. Nach einem starken halbstündigen Gange durch die Nacht kam der Waldhüter bei der Mühle an, wo ihn dumpfheulend die Hunde empfangen. Er war gut bekannt in der Mühle und trat deshalb ohne viele Umstände in die Wohnstube, wo er eben den Müller traf.

„Du kommst zu spät, Cyriak,“ sagte er. „Dein Herrgottskind hat mir da eine alte Hexe hereingebracht und sie wär' mir wohl im Hause gestorben, wenn nicht vor einer Viertelstunde ein Zigeunervater dahergekommen wäre, der die Alte mit fortgenommen hat. Ich war recht froh, daß die Hexe mir aus dem Hause war. — Es ist aber auch ganz merkwürdig, wie jetzt das Heidenvolk herumstreift. Wie die Raben kommen sie daher, und es soll mich wundern, wenn wir nicht bald von Diebstählen und Betrügereien hören.“

„Hat sie denn sonst nichts verlauten lassen?“ fragte der Waldhüter.

„Ei, ja so!“ erwiderte der Müller. „Als sie miteinander fortgingen, rief die Alte noch einem meiner Mühlknechte zu: „Im Walde am Hunnenfels trifft mich der Junge!“

„Ja, Teufel! Daraus wird nichts!“ sagte der Waldhüter fest und bestimmt und stieß dabei zur größeren Bekräftigung den spitzen Eisenstock auf den Stubenboden, daß er darin stecken blieb. „Sie wollen das Stoffele wieder. Aber mein Stoffele wird kein Zigeuner mehr; das soll sich das Heidenvolk aus dem Kopf schlagen!“

„Recht hast!“ bekräftigte der Müller, und der Waldhüter ging wieder heimwärts.

Es war gerade keine heimliche Nacht, als er so mutterseelenallein dahinschritt. Drüben im Wiesengrunde tanzten die Irrlichter in die Kreuz und Quer. Aber es konnten auch die Lichter von Zigeunern sein, meinte er; denn die waren schon den ganzen Herbst über so häufig als noch je in der



Gegend erschienen, und jeden Augenblick sah man sie mit Wagen und Pferd durchs Thal wandern. Oft war er auch im Walde an Stellen gekommen, wo noch die Nacht vorher ihre Feuer gebrannt haben mußten, wie man es an den Überresten erkennen konnte. Aber er hatte ihre Spur nicht weiter beachtet. Ist man in meiner Heimat doch zu sehr an den Anblick und die Art dieses Volkes gewöhnt, und in den Dörfern des Wasgau, zu Schwanheim, und Eufersthal hatte man Kolonien derselben, wie denn auch dieses seltsame Wandervolk oft den Winterstiz in den Dörfern des Gossersweiler Thales nahm. Heute war jedoch der Waldhüter nicht ganz ruhig über das Treiben der braunen Leute, da es ja sein Stoffele galt, der ihm so lieb geworden war als eines seiner eigenen Kinder. Jedoch sagte er, als er so dahin ging, den festen Vorsatz, alle Anschläge auf den Buben zu vereiteln und auf seiner Hut zu sein. Damit gelangte er heim, nahm die Kappe vom Kopfe und spritzte sie ab, stellte den Spießstoch in die Ecke, zog die Stiefel aus, setzte sich an den Ofen und sagte jetzt ernst:

„Auch wieder einmal einen Mehrgang gemacht! Die alte Hexe war nicht mehr da! Sie ist schon wieder gesund und wohltauf. Mach' dir deshalb keinen Kummer, Stoffele!“

Dieser schnitzte eifrig an dem „Herrgöttchen“, das er dem Ewenkätzerle zum Christgeschenk geben wollte. Es sollte recht schön werden. Die Mutter, welche seither gesponnen hatte, holte dem Vater seine Kartoffeln herein, stellte ihm das Salz hin und diesmal auch als Ausnahme ein Würstlein, welches ihr die Bas Gretche herübergeschickt hatte, da es drüben heute Mehlsuppe gab. Der Cyriak war eingeladen, aber um nicht in das Gerede der Leute zu kommen, schlug er es aus, denn „Mehlsuppen“ hält man allgemein für unabweisbare Lockungen für alle Waldhüter und Forstbedienstete. — Der Cyriak kam nach und nach wieder in gute Laune, als er seine Kinder so um sich herum sah. Als er zur Hälfte sein Abendmahl verzehrt hatte, verteilte er den andern Teil des Würstleins unter seine Kinder und sagte dann:

„Stoffele, thu' mir den Gefallen und hüte dich jetzt eine Zeitlang, allein und spät draußen zu sein. Das Alleingehn könnte übel für dich ausschlagen!“

Stoffele sagte nichts, und nach einer Pause hob der Vater wieder an:

„Oder sag' einmal, gefällt dir's nicht mehr bei uns?“

„O mein Gott, Vater, lieber Vater! Wie könnt ihr so fragen!“ sagte das Stoffele und ließ die Hände in den Schoß fallen.

„Nun“, hob der Vater wieder an. „Es wär ja möglich, daß du die Grummbeeren-suppen, die gesottene und geschnitzen Grummbeeren leidig wärest und etwas Besseres wolltest. Du weißt ja, wie selbiger Bettelbub' singt:

„Grummbeerschnitz und Grummbeeren-supp'\*)  
Haben mich vertrieben,  
Hätt' meine Mutter Fleisch gekocht,  
Wär' ich noch geblieben!“

Der Cyriak sagte das mit heiterem Gesicht, und der Bube erwiderte auch heiterer:

„Ja, das mag ein Bettelbub' singen, aber Gott und euch, Vater, zu Dank bin ich ja kein Bettelbub' geworden und werd' es jetzt auch nicht mehr werden. Zudem eß' ich ja die Grummbeeren so gerne und hab' erst heut zum Nachtesse ein Duzend von den „Gehlen“ gegessen!“

„Im Ernst, Stoffele, sag' einmal die Wahrheit: denkst du nicht hie und da daran, von uns weg zu wollen?“

Cyriak sah dabei den Buben scharf an, so daß der rot wurde und verlegen entgegnete: „Ja — ich hab' schon daran gedacht!“

„So!“ meinte der Vater, indem er die Silbe auffallend lang dehnte, „So! Also doch, Stoffele! Du willst also fort von uns, willst wieder Zigeuner werden — und ein Landstreicher, ein — ein Spitzbub', ein Galgenesicht, ein —“

„Na, na, was fällt dir denn wieder ein, Cyriak?“ fiel jetzt Frau Amy ein, indem sie des Buben Verlegenheit und die steigende Aufregung ihres Mannes bemerkte. Der Bube aber sagte jetzt ernst und fest:

„Ein Zigeuner will ich nimmermehr werden, und ein schlechter Mensch schon von vornherein nicht. Aber das kann ich nicht leugnen, daß mich's manchmal juckt, die Welt ein bißchen anzusehen. Die Münsterer Burschen gehen auf die Wanderschaft nach Frankreich oder gleich nach Amerika; die Ramberger Bürstenbinder durchreisen die ganze Welt, und —“

„Ja, aber was sind es auch meistens für Leute, diese Ramberger!“ unterbrach Cyriak den Buben.

„Übrigens will ich dich nicht aufhalten, Stoffele, wenn du nicht mehr bei uns bleiben willst. Geh', wohin du willst, ich gön'n' dir's, wenn du's draußen besser findest, Stoffele! Ich hab' dich ja jetzt aufgezogen, du hast was lernen können; hab' dich an Ordnung und Zucht gewöhnt, Stoffele, jetzt bist du ja groß und verständig und brauchst mich nicht mehr! O, du kannst dir jetzt selber durchhelfen,

\*) Grummbeeren = Grundbirnen, das sind Kartoffeln.



brauchst nicht mehr Grummbeeren zu essen, kannst jetzt Fleisch und Braten kriegen, dein eigener Herr sein, in der Welt 'rum laufen dem guten Leben nach! Was sollst du dich noch um den armen Waldhüter, um seine Frau und Kinder kümmern, die dich alle so gern gehabt haben. — Ich will nicht gegen dein Glück sein, Stoffele!”

Das strömte dem Waldhüter nur so vom Munde, als er indessen aufgestanden war und in großer Aufregung im Zimmer hin und herging, während in kurzen Zwischenpausen sich sein Herz in solchen bitteren Reden ergoß. Dem Herrgottsbuben stand das Weinen nahe, als er sich so verkannt sah. Die Mutter aber wußte nicht, was sie sagen sollte, da sie von der Erklärung des Stoffele selber überrascht war, wenn sie es auch ganz billig fand, daß der Bube sich in die Welt sehnte. Dieser fing jetzt an:

„Ich hab' es ja ganz anders gemeint, Vater! Seht, ich kann das Zigeunerblut nicht verleugnen; die Leute heißen mich auch immer das Zigeunerstoffele; ich seh' noch so schwarzbraun aus, wie wenn ich im Walde erzogen worden wäre, und da sehen mich die Leute nicht so recht als ihresgleichen an. Das hat mir schon oft wehe gethan und da dacht' ich, nach Amerika zu gehen, reich zu werden wie der Böll von Weissenburg und euch dann allesamt abzuholen, damit ihr recht in Glück und Frieden leben könnt! Ich wollt' arbeiten, o, recht sehr arbeiten!”

Der Vater hatte ihn angehört; er hatte es nicht mit Mißbilligung gehört und sah jetzt wieder nachdenklich vor sich hin. War ihm doch selbst schon der Gedanke gekommen, eines seiner Kinder nach Amerika zu schicken. In Münster draußen hatte jede Familie, auch die vermöglichste, Blutsverwandte drinnen, und jeden Augenblick schickten die Kinder ihren zurückgebliebenen Eltern und Geschwistern Geld oder holten ihre ganze Familie nach. Viele waren schon zurückgekommen als gemachte Leute, freilich waren auch viele zu Grunde gegangen, denn nicht jedem schlägt Amerika gut an. Das ging ihm alles durch den Kopf; aber er sagte nur:

„Sei ruhig, Stoffele, und arbeit' fort. Bergiß, was ich gesagt hab' und denk' jetzt nicht so sehr an Amerika. Kommt Zeit, kommt Rat!”

Er hatte es recht liebreich gesagt und der Bube war wieder völlig versöhnt. Freilich fiel letzterem ein, daß das Geld zu der großen Reise nicht so leicht herbeizuschaffen wäre, aber er nahm sich vor jetzt umso mehr zu arbeiten und so das Geld womöglich zu verdienen, wenn ihn der Vater überhaupt nur fortlasse. Er hatte ja das Glück seiner guten Pflegeeltern im Auge und eine innere Stimme

sagte ihm: „Du kannst es und sehest es durch! Du wirst ihr Helfer sein! — Das walt' Gott!”

Der Waldhüter Cyriak ging seit einigen Tagen immer in Gedanken umher, und wenn er so ganz allein im Walde dahin schlenderte, so kam es vor, daß er laut dachte und oft eifrig für sich hinsprach. Das betraf aber dann immer seinen Herrgottsbuben, Amerika und die Zigeuner. Den Herrgottsbuben nach Amerika zu schicken, leuchtete ihm ganz und gar ein, wenn er bedachte, wie geschickt derselbe sei, so daß er leicht drinnen viel Geld verdienen konnte. Aber woher jetzt die hundert Gulden nehmen, welche die Reise übers Meer kostet! Sollte er ein Ackerlein deshalb verkaufen oder das Geld in Münster zu leihen nehmen oder auf Hypothek? — Wenn doch wieder so ein Wundermann gekommen wäre und die hundert Gulden gebracht hätte. Dann dachte er wieder an die Rede der alten Zigeunermutter: „Der Bube wird uns am Hummelfelsen treffen!” Also hatte man die Absicht, ihn wieder anzulocken! Und was wollte sie ihm selbst Wichtiges sagen? Wenn er die Sache recht bedachte, so mußte er sich gestehen, daß in der That jene Zigeuner wieder in der Nähe sein mußten, welche ihm das Kind gebracht hatten, und das machte ihm Sorge.

Heute war der heilige Abend. Es war verabredet, abends nach Münster in die Christmette zu gehen, da das Wetter trocken und fest geworden war. Cyriak war früh aufgewacht, hatte sich angezogen und ging, ohne Frau und Kinder zu wecken, fort in den Wald. Es ließ ihn etwas nicht ruhen und rasten, er wußte nicht recht, was, aber es war ihm ordentlich zu Mute, als würde er von jemand gesucht. Dazu kam noch, daß die Waldhut heute sehr nötig war, da die Waldhambacher Holzfrevler gerne in die Wälder brachen, um noch vor Weihnachten Holz zu holen. Drum ging er, mit dem Spießstock bewaffnet und in den alten Soldatenmantel gehüllt, den Bergpfad hinauf.

Es war noch nicht ganz hell geworden, ein kalter, nebliger Dezembertag brach an. Cyriak fühlte sich nicht so heiter gestimmt bei dem Beginn der Tagesarbeit als sonst; ihm war es, als kämen böse Zeiten, wo die Not an den Mann gehe. Wenn nur Weib und Kinder gesund bleiben, dachte er oder sagte es auch vielleicht laut in den dichten Nebel hinein, der einen keine zehn Schritte vor sich hin sehen ließ. Auf den Waldbäumen, den Tannen und Föhren hing der Winterdunst und Reif, rings war es still auf den Bergen. Cyriak durchstrich den ganzen Waldbezirk mehrmals, es stieß ihm nichts Verdäch-



tiges auf; nur in seinem Innern sah es verdächtig aus; die trübe Ahnung wollte ihn nicht verlassen.

Es war ihm ganz wunderbarlich unheimlich zu Mute; ja, wenn ihm da immer und immer wieder der Herrgottsbube und seine Reden von Amerika einflehen, wenn er dann immer wieder darüber nachdachte, wo das Geld herzunehmen sei: da schlich sich ein alter Aberglaube bei ihm ein, daß man nämlich in den Adventnächten und besonders am heutigen Tage alles erwerben könne, was man wolle, wenn man die Gelegenheit wisse. Da sei schon manchem ein fremder Mann begegnet, der ihm Geld gab, — da hätten sich manchmal schon die Berge geöffnet und ihre Schätze gezeigt, — da sähe man ein Feuerlein brennen, dessen Kohlen alle zu Gold würden, wenn man ein Tuch darüber wüfse. Ein solches Feuerlein wär' ihm heute ein rechter Leuchstern und der liebste Anblick.

Aber sein richtiger Sinn und Verstand verscheuchte bald wieder diese Irrlichter und unheimlichen Gedanken. Wer sich auf solche Dinge verläßt, ist verlassen. — Arbeiten soll der Mann! Und der Cyriak nahm sich vor, es nach Kräften zu thun.

Die Elfhrglocke klang durch das Thal mit dem Ostwind von Münster herein; er war jetzt schon fast vier Stunden im Wald. Der Nebel lag noch dicht über Thal und Berg; nur hie und da brach ein kalter Sonnenstrahl durch, aber er reichte aus, um auf einige Schritte hin die Herrlichkeit und Winterpracht des Waldes zu zeigen. Als hingen sie voll der herrlichsten Blüten, als seien die Nadeln aus dem feinsten Zuckerstaube bereitet, so standen die Föhren da. Cyriak, der das schon oft beobachtet hatte, freute sich dennoch an der Pracht der Bäume, die ihm am heutigen Tage wie lauter mächtige wunderbare Christbäume vorkamen. Der Anblick derselben zerstreute seine trüben Gedanken ein wenig und stimmte ihn auf einen Augenblick heiterer. Das sahle Sonnenlicht, das durch den Nebel fiel, brachte ihm die Lichter des Weihnachtsbaumes in Erinnerung.

„Es ist doch merkwürdig schön, und kein Mensch könnt's nachmachen,“ sagte er zu sich, die Bäume betrachtend. „Halt, da fällt mir ja ein, daß ich heute ein „Boßbäumchen“ mit heim nehmen muß. Da drüben weiß ich ein kleines Tannensträuchlein, das ohnehin nicht stehen bleiben darf.“

Er ging auf die Stelle zu. Da hallte von der Seite aus der Thalschlucht am Hunnensfels der Schall einer Art laut herüber.

„Da ist mir gewiß wieder einer in den Wald gefallen!“ sagte der Cyriak und lenkte seine Schritte

nach der Seite hin, woher die Artthiebe schallten. Unvermerkt im Nebel kam er unmittelbar an die Seite des Mannes. „Ah, du bist's, Hannjob!“

„Jesus, Maria und Joseph!“ schrie der Überraschte im argen Schrecken auf und stand beinahe erstarrt da. Dann aber schnell sich erhebend, sagte er: „Aber Cyriak, du hast mich erschreckt! Ich hab' gemeint, er stünd' selber da!“

„Nun, wer denn?“

„Reden wir nicht zu laut,“ flüsterte der rote Hannjob, sich herüberneigend. „Ich meinte den da aus dem Közel und vom Hunnensfels!“

„Ich glaube gar, du meinst den wilden Jäger!“

„Freilich mein' ich ihn! Er hat sich in der letzten Zeit wieder am Hunnensfels und im Közelgrund sehen lassen; du weißt ja, daß er auf Weihnachten am liebsten da haust, und vorhin ist er leibhaftig da drüben vorbeigeflöhren. Ich hab' ihn ganz genau gesehen, und auch er starrte mich an mit einem paar Augen — einem paar Augen sag' ich dir, wie feurige Kugeln. Er hat einen grünen Rock, einen großen Schlapphut und rote Strümpfe angehabt; ich hab' aber auch schier die Geißengichter kriegt und die Haare sind mir gegen Berg gestanden, daß sie mir die Kappe in die Höhe gehoben haben.“

Damit drückte er die Fuchspelzmütze mit der Hand auf den Kopf, daß seine roten Haare an den Seiten emporstarrten.

„Du sahst in deiner Angst einen Wilderer oder Holzfreoler für den wilden Jäger an, Hannjob!“ sagte der Waldhüter. „Wo ging er denn hin?“

„Dahinein in den Nebel gegen den Hunnensfels zu. Wenn du schnell gehst, kannst du ihn noch einholen!“

„Es pressiert nicht so!“ erwiderte der Waldhüter. „Ich will dich vorerst nur fragen, wie du dazu kommst, in fremdem Walde Holz zu holen, da du deinen eigenen Privatwald hast, Hannjob. Weißt, der wilde Jäger geht mir nicht durch, — da muß ich mir erst eine Notiz in mein Büchlein machen!“

„Cyriak, laß mich diesmal noch gehen!“ bat der rote Hannjob heimtückisch.

„Kann nicht sein! Du bist mir schon zu lang' entgangen! Du hast schon zu viel Schaden gethan und gehst nicht aus Not in den Wald, sondern aus Leichtsinne, um das Holz draußen in Münster zu verkaufen und Schnaps dafür zu trinken!“

„So geb' ich dir auch keine guten Worte. Aber du sollst noch an den roten Hannjob denken, wart' nur!“ sagte der Mensch mit geballter Faust. Der Waldhüter war nicht in der Stimmung, Händel anzufangen, wollte sich auch nicht weiter um ihn kümmern und ging seiner Wege dem Hunnensfels zu.



Die Sonne war wieder vom Nebel verfinstert; der Waldhüter ging gedankenvoll dahin. In seine früheren Gedanken von Amerika und dem Herrgottsbuben, in seine trüben Ahnungen für die Zukunft mischte sich jetzt die Erinnerung an die Drohung des roten Hannjob, und je mehr er von demselben hinweg kam, desto bedrohlicher dachte ihm die Nachsicht dieses heimtückischen Menschen, der ihm schon lange den Hüterdienst mißgönnte. „Sedoch,“ meinte er, „was kann der Heimtücke einem ehrlichen Mann anhaben? Kommt er mit Gewalt, nun da bin ich ihm Mann's genug. Freilich, vor seiner schlechten Zunge kann ich mich nicht hüten, aber man kennt mich ja als braven Mann! Wenn ich nur gesund bleibe, wenn mir nur mein Weib und die Kinder nicht krank werden, dann ist alles gut. Das Friederle und das Ewenkätzerle verdienen sich ihr Brot schon selbst, das Stoffele könnt' sich heut schon mehr verdienen, als wir alle zusammen, wenn es in Amerika wäre, — aber was giebt's denn da? Da seh' ich ja ein Feuer am Hunnenfelsen?“

So unterbrach sich der Waldhüter, da durch den Nebel die Glut eines Waldfeuers trüb durchleuchtete, daß der Rauch an dem mächtigen Fels-turm emporwirbelte und sich mit dem Nebel mischte. Der Waldhüter schritt darauf zu, aber sah keinen Menschen. Es kam ihm höchst sonderbar vor, und indem er die eiserne Spitze seines Stockes in die Flamme streckte und die Kohlenglut rührte, sagte er so für sich hin: „Wer hat denn jetzt das Feuer angezündet? Sind etwa die Zigeuner in der Nähe?“

Er schaute sich rings um; niemand war zu sehen. Wunderliche Gedanken stiegen in ihm auf.

„Sollte dies ein solches Feuer sein, von dem die Leute sagen, die Kohlen verwandeln sich in Gold? — O nein, Cyriak, sei nicht so einfältig und dumm! Häng' dich nicht an solchen Aberglauben! Das sind

ja Kohlen, wie alle anderen. — Freilich käm' es mir gerade recht, wenn's solche Feuerlein gäbe, und das da wär' eines! Oder — oder selbiger Mann, dem Stoffele die Karolin gegeben hat, käme daher — und — wenn's auch gleich der wilde Jäger wär!“

Das letzte hatte der Cyriak recht laut in seiner Erregung gesagt und dabei den Spießstock in das Feuer gestoßen, daß die Kohlen nur so auseinander prasselten. Da klopfte ihm jemand auf die Schulter. Überrascht und halb erschreckt wendete sich der Waldhüter um und trat jetzt doch zwei Schritte zurück.

Denn vor seinen Augen stand die Gestalt des wilden Jägers, wie sie ihm vom roten Hannjob beschrieben worden war — im grünen Rock, roten Strümpfen und einem mächtigen Filzhute, dessen breiter Rand das düstere härtige Gesicht fast verdeckte. Auf dem Hute staken einige Federn von wilden Gebirgsvögeln nach Art der bayerischen Hochländer und Tyroler. So stand die Gestalt dicht vor den Augen des Waldhüters neben dem Stamme einer ungeheuren Föhre, deren Nadelkrone in Nebel gehüllt an der hohen Felswand hinaufreagte. Daß es dem ehrlichen Cyriak etwas unheimlich zu Mute war über die plötzliche Erscheinung auf seine letzten Worte hin, wird wohl jeder glauben. Er starrte die Gestalt mit halb vor-



gestrecktem Spießstocke an, ohne zu wissen, was er sagen sollte.

„Bist du der Waldhüter Cyriak von Mönchweiler?“ fragte der sonderbare Fremde in raschem, etwas fremdländischem Tone und mit tiefer Stimme.

„Der bin ich!“ erwiderte der Waldhüter, etwas leichter aufatmend.

„Dann brauchst du keine Furcht zu haben, Cyriak!“ kam es entgegen.

„Wer sagt ihm denn, daß ich mich fürchte!“ fing jetzt der Waldhüter ermutigt an, da ihm in der That, als die Erscheinung nur anfing zu sprechen,



alle Furcht gewichen war. Zugleich hob er seinen eisenbeschlagenen Stock bedeutsam und bekräftigend in die Höhe, ohne ihm jedoch eine drohende Bewegung zu geben.

„Der Waldhüter von Mönchweiler fürchtet sich nicht,“ sagte er, „und wenn es auch der wilde Jäger — hm! hm!“ —

Dem mutigen Manne versagte doch die Stimme, so fest er sich hielt und so wenig abergläubisch er war.

Um den Mund des Fremden spielte ein halbes Lächeln, seine braunen Züge nahmen einen freundlicheren Ausdruck an — für einen Augenblick. Dann aber beschattete wieder düsterer Ernst das braune Gesicht, indem er sagte: „Du kennst mich nicht, Cyriak?“

„Wüßte nicht!“ war die mit einem bedenklichen Kopfschütteln begleitete Antwort.

„Hast aber schon von mir reden hören?“ fragte der Fremde weiter.

„Hm! hm! Es könnte wohl sein!“ antwortete mit einem forschenden Seitenblicke der Cyriak.

„Ich war einmal in deinem Hause!“ fuhr der Fremde fort, und Cyriak sah ihn mit forschendem Auge, wenn auch noch immer mit einem gewissen Schauer von oben bis unten an, wobei er sagte:

„Wie, in meinem Hause? Er?“

„Es ist freilich schon lange her!“

„Nun, und wie lange denn, wenn man fragen darf? Wie ich vielleicht noch nicht darin wohnte?“

„Nein, es sind etwa fünfzehn Jahre!“

Der Waldhüter, dem die Sache noch immer verdächtig vorkam, sagte nachdenklich und zweifelnd:

„Weiß nichts davon, kenn' ihn nicht und will ihn auch nicht kennen lernen. Laß er mich ruhig meiner Wege gehen!“

„Halt!“ rief der Fremde und faßte ihn am Arm. „Ich bin dir gegenüber ein ehrlicher Mann. Du wirst dich erinnern, wenn ich dir sage, daß ich heute vor fünfzehn Jahren, in der Nacht, in deinem Hause war!“

„Ah! Na — h! Jetzt geht mir ein Licht auf!“ sprach der Waldhüter, den Finger an die Stirne legend und die Augen weit öffnend. „Jetzt steigt mir ein Licht auf. Aha, ihr seid der ehrliche Mann, der mir in selbiger Christnacht, da ich mit meiner Frau in der Christnetze zu Münster war, den Schinken gestohlen hat! — So, so, ihr seid der Spitzb — der ehrliche Mann! Hm, hm! So, so!“

Und der Waldhüter wackelte mit dem Kopfe und besah den „ehrliehen Mann“ von allen Seiten und fing immer wieder sein: „So, so! Hm, hm!“ an. Das mußte den Fremden noch mehr verdüstern, und er unterbrach die forschenden Blicke und sonder-

baren Bemerkungen mit der Frage: „Wo hast du den Buben, den ich dir damals hinterließ?“

Aber der Waldhüter wackelte noch immer mit dem Kopfe, überhörte die Frage ganz und fuhr fort, so recht höhnisch, was sonst seine Gewohnheit nicht war:

„Hm, hm! So, so! Ei, so sehen die ehrlichen Leute aus! Das ist mir neu! Na, war er recht gut, mein Schinken? Hat er euch recht geschmeckt, ehrlicher Mann? Man kann sich's denken, nicht wahr: solch' gestohlener Schinken ist gar leicht verdient und muß recht gut schmecken, ausgezeichnet!“

„Ei, ja, wenn du's nun einmal wissen willst, er war vortrefflich und mundete uns nach drei Tagen Schmalküche recht sehr!“ sagte der Fremde, um der Sache ein Ende zu machen. „Aber sprich, wo ist —“

„Ja, ja! Glaub's recht gern! Ihr wißt auch, was gut ist, drum habt ihr mir ihn gestohlen, und ich konnte auf Weihnachten wieder Grummbeeren allein essen! Glaubt ihr denn, ich hätte ihn nicht ganz allein essen können — ihr ehrlicher Mann, der ihr seid?“

„Hol' doch der Ruckuck den Schinken!“ rief jetzt der Fremde, der etwas Wichtiges auf dem Herzen zu haben schien, und der Waldhüter fuhr auch ganz wild auf:

„Ja, jetzt hat er ihn schon lange geholt, und ihr habt's gut sagen! Pfui, schämt euch, einem armen Manne den Weihnachtsschinken zu stehlen! Das hätt' ich nicht von euch gedacht. Und wär' ich dazu gekommen, so — so hätt' ich —“ Der Cyriak stieß seinen Spießstock in die Erde, daß er tief hineinfuhr, denn er war in der Erinnerung an den geraubten Leckerbissen in der That zornig geworden. Da fing denn der Fremde noch aufgebracht an:

„Was reitest du denn ewig auf dem elenden Stück Fleisch herum? Halt doch einmal dein —“

„Wie? Jetzt wär' mein Schinken noch gar schlecht gewesen, jetzt, da er verspeißt ist?“

„Er war gut, sehr gut, ausgezeichnet, und er soll dir besser bezahlt werden, als ein ganzes Schwein, wenn du nur einmal aufhören willst, närrischer Bursche!“ rief der Fremde ungeduldig. „Sprich jetzt, wo ist das Kind? Befindet sich's wohl?“

„Gut, sehr gut, ausgezeichnet!“ spottete der Waldhüter. „Er befindet sich sehr wohl bei mir, und will durchaus keiner von den ehrlichen Leuten mehr werden, die einem in der Christnacht Schinken und Brot stehlen. Die Ehrlichkeit steht ihm zu hoch, die begreift er nicht!“

„Das freut mich zu hören!“ erwiderte der Fremde ernst. „Ich bin da, um mit dir darüber zu reden. Wir waren ausgehungert, und die Alte



glaubte dir nicht wehe zu thun. Darum nahm sie, was wir später dreifach zu zahlen hoffen konnten.“

„Aber mit Buben zahlt man keine Schinken. Der Handel geht nicht, das dürft ihr euch merken!“

„Reut dich der Kauf, so sprich, und ich bringe den Buben zu andern Leuten, wenn er noch lebt, damit er weiter ehrlich erzogen und kein Landstreicher werde, wie sein Vater leider einer ist!“

Dies sagte der Fremde mit ernster, bewegter, langsamer Stimme und wahren Ausdrucke, daß der Waldhüter mit ganz verändertem Tone fragte:

„Also das Stoffele ist euer Kind, und ihr habt mir's nicht zum Spotte dagelassen, sondern damit es ehrlich erzogen werde?“

„Damit es nicht sterbe vor Hunger oder elend werde, damit es nie die Leiden, Laster und das Leben unsers Volks kennen lerne!“ sagte der Zigeuner und fuhr düster fort: „Seine Mutter war tot und seine Großmutter ein hartes, altes Weib; sein Vater, früher auch in einem Christenhaus erzogen und unterrichtet, war an das Volk gebunden, das ihm anhing. Ja, ich ging als Kind in die Schule der Christen, aber der Fluch, der auf unserm Volke ruht, die Verachtung der Leute, und dann sie, die schon lange tot, zogen mich wieder hinein in das Leben und Treiben der braunen Leute. Als sie starb, halb verhungert, lag ihr letzter Blick auf ihrem Kinde. Da beschloß ich, dasselbe, als ein teures Erbe von der Toten, nicht untergehen zu lassen; ich hatte von dir gehört, trat in jener Nacht in dein Haus, fand aber niemand vor, als die schlafenden Kinder. Die Alte, die mich begleitete, nahm den Schinken heraus und das Billet, das ich bei dem Kinde ließ, hinweg, da ich schon wieder mich entfernt hatte. Ich wußte es lange nicht, bis ich es in diesen Tagen, wo sie starb, aus ihrem Munde gehört habe. Du hast das Kind trotz alledem behalten; ich habe mich nicht in dir getäuscht. Du sollst's nicht umsonst gethan haben. Hier, nimm dieses Geld, es sind hundertfünfzig Gulden.“

Damit hatte der Zigeuner in seinen Gürtel gegriffen und zog einen Beutel heraus, den er dem Waldhüter hinhielt. Der aber stand da, als ob er träume, indes der Zigeuner fortfuhr:

„Nimm es nur hin, du kannst's mit gutem Gewissen nehmen. Es ist kein gestohlenen Gut, sondern ehrlich im Schweiß meines Angesichts in fremden Landen erworben. Es ist ganz dein eigen, thu' damit, wie du willst. Hörst du!“

Cyriak hatte die gespickte Geldbörse in seinen Händen; es war mehr Geld darin, als er je auf einmal besessen hatte. Er kam sich vor wie im

Märchen. Dann aber erholte er sich von seinem Erstaunen und sagte: „Lieber Gott! Wollt ihr euern Buben gar nicht sehen? Kommt doch mit, ehrlicher Mann, ich nenn' euch in allem Ernste so, kommt mit in mein Haus!“

Der Fremde wehrte ab. „Nein, nein,“ sagte er traurig, „seh' ich den Buben, dann kann ich mich vielleicht nicht mehr von ihm trennen; er müßte mit mir fort, und er darf doch kein Streuner und Zigeuner werden. Darum wagte ich mich nicht einmal in euer Haus, weil ich fürchtete, den Kleinen zu sehen. Einmal traf ich ihn unverhofft da drüben in den Heidelbeerständen; ich mußte mich rasch wieder hinwegwenden, denn die Lust, ihn mit fortzunehmen, kam mir gewaltig. Geh', Cyriak, grüß' den Buben von seinem Vater, sag' ihm, daß ich ihn einmal als braven, fleißigen Mann sehen möchte.“

Dem Waldhüter schienen des Zigeuners Blicke trüb geworden zu sein; er selbst sprach mit zitternder Stimme: „Guter Mann, leidet ihr's, daß er nach Amerika gehe?“

„Thue und handle mit ihm, wie du willst. Halte ihn als dein Kind, und vielleicht ist es wirklich besser, er geht übers große Wasser; sag' ihm nur, er solle recht fleißig und ordentlich werden, sag' ihm das und daß es seiner toten Mutter und seines Vaters Herzenswunsch war. Ade!“

Rasch ging der Zigeuner hinweg und verschwand im Gebüsch und Nebel vor den Blicken des Waldhüters fast eben so schnell, als er erschienen war.

Cyriak wog das Geld in seiner Hand, er wußte noch immer nicht recht, wie ihm geschehen war. Das Feuer zu seinen Füßen glühte noch fort: es war jetzt gerade so, als ob sich seine Kohlen in Geld verwandelt hätten. Gott hatte wieder geholfen, durch eine Art Wunder, wenn auch nicht durch eines, das der Aberglaube hofft. Wie er so durch die bereiften Bäume und den dichten Winternebel dahin ging, kamen ihm Thränen der Freude, der Dankbarkeit und Nührung in die Augen, indem er des armen Zigeunervaters dachte, den er in seinem damaligen Ingrimm so wütend verdammt hatte. Und wenn auch diese Thränen auf der Wange bald zu Eisperlen erstarrten, so kamen doch immer mehr und heißere, und er konnte sich selbst nicht verzeihen, daß er dem guten heimatlosen Manne nicht mehr zugeredet habe, mit nach Hause zu kommen. Als er heim kam, versagte ihm lange die Stimme und die gehörige Fassung, die Begegnung zu erzählen; als er es aber endlich vermochte, da war eine wehmütige Freude unter seinem Dache erwacht. Das



Stoffele saß da mit hellen Thränen in den schwarzen Augen; auch die Mutter war tief gerührt.

Abends aber gingen mehrere der Kinder mit dem Stoffele und dem Vater durchs Thal nach Klingenmünster, nahmen das hocherfreute Evenkättherle in der Bocksmühle mit zur Christmette und sangen dort aus hoch lobsingender Brust das „Gloria in excelsis Deo!“ Der Vater aber kaufte beim Mehger wieder einen Schinken für Weihnachten und anderes für die Kinder; das Stoffele hatte dem Evenkättherle schon, zu ihrer höchsten Freude, das äußerst schöne Heilandsbild als „Christkindel“ geschenkt. Andern Tags kam Friederle von Amweiler heim auf Besuch, denn er wechselte auf Weihnachten seinen Platz, auch das Evenkättherle kam; da zündete der Vater den Braantwein im Teller an und that Zucker dazu, daß die bläulichen Flammen lustig herumleckten zum Erstaunen der Kleinen. Dann wurde der Lebkuchen herbeigeht und zu dem warmen Braantwein gegessen. Auch von dem Schinken wurde jedem ein Schnittchen vorgelegt und der Christbaum angezündet. Es war eine bescheidene Fröhlichkeit, die nur durch den Gedanken an die baldige Abreise des Herrgottsbuben etwas getrübt war. Das Stoffele aber saß nachdenklich auf seinem Stuhle, freute sich wohl mit allen und besonders, daß dem Evenkättherle das „Herrgöttle“ so gut gefallen hatte. Aber er mußte auch an den armen heimatlosen Zigeunervater denken, der jetzt im Walde oder sonst wo auf schlechtem Lager weilte und der Weihnachtsfreuden völlig entbehrete. Und noch in seine Träume trat das Bild des Zigeuners am Himmelsfelsen.

Es ist innerhalb weniger Jahre vieles anders geworden im Hause des Waldhüters Cyriak, wenn man ihn noch so nennen darf, und vieles anders im Dörflein und im ganzen Thale. Besser wurde es nirgends, dagegen schlimmer, besonders in dem Hause Cyriaks. Es war wieder am heiligen Abend.

Bleich und abgehärmt trat er eben in die ärmliche Stube, sein erster Blick fiel auf das Bett. Dort lag eine stille, nur leise ächzende Kranke — es war die gute Amy, es war seine Frau. Als sie ihren Mann zur Thüre hereintreten sah, versuchte sie ihren Blick zu erheitern, und als er fragte: „Wie geht's, Amy?“, da antwortete sie: „O, es macht sich schon bald wieder, Cyriak.“

Aber seine kummervolle Miene sagte, wie wenig er das glaube. Ein zweiter Blick fiel jetzt auf die in der Stube sitzenden vor Frost zitternden Kinder, das kleine Bärbele, Jäckele und Amyle. Sie kauerten um den Ofen herum, obgleich der kalt und ohne Wärme war; sie meinten, es friere sie weniger,

Deutsche Jugend. XXII.

wenn sie recht nahe an denselben rückten. Bei ihnen saß mit rotverweinten Augen und bleichem Gesichte das Evenkättherle und nähte und flickte an den ärmlichen Gewändern. Die Mutter war schon seit einem halben Jahre krank; Kummer, Not und Entbehrung warfen sie auf das Lager; ihr kleinstes Kind lag schreiend neben ihr. Da mußte das Evenkättherle aus ihrem Dienste treten und heimgen, ihrer Mutter und der verlassen Kinder zu warten. Sie saß da mitten unter den frierenden Kleinen, und wenn hie und da eines, vom Hunger getrieben, fragte: „Wann kriegen wir denn zu essen? Wann bringt uns denn der Vater Brot?“, da sagte sie mit unsäglich bitterm Gefühle, denn sie wußte ja, wie falsch ihr Trost war:

„Heute Nacht kommt das Christkindel, denn es ist ja Weihnachten. Das wird euch Brot bringen. Darum seid brav und still, liebe Kinder, die Mutter will schlafen.“ Sie sagte es eben wieder. Der Vater strich sich mit verzweifelter Miene über die Augen und setzte sich dann nieder, still vor sich hinstarrend. Endlich sagte er:

„Evenkättherle, geh' hinaus und mach' Feuer in den Ofen, ich habe heute etwas dürres Holz mitgebracht. Das Tannenbäumchen lege auf die Seite, oder — ach du lieber Gott! steck' es auch in den Ofen, wenn's nötig ist; wir haben ja doch nichts, um es für morgen auszuputzen!“

Das Mädchen ging, und der Vater fragte die Kinder: „Wo ist denn das Hannsel und Fergsimmerle?“

„Die sind heute früh fort nach Münster mit des Nachbars Hammsjörgel als Sternbuben. Sie haben den Stern mitgenommen, den einmal das Stoffele, unser Herrgottsbub', geschnitten hat.“

Der Vater hörte es stillschweigend an, er hörte es sogar mit einer gewissen Befriedigung, wenn er sich auch mit Wehmut an jene Weihnachten erinnern mußte, an welchen er seinen Kindern verbot, als Sternbuben fortzugehen, weil sie dadurch ärmeren den Verdienst raubten. Jetzt gab es ja kaum ärmere Kinder im ganzen Thal, als die seinigen, und das wollte viel heißen in jenem armen Gebirgslande zu selbiger Hungerszeit.

Es waren seit des Herrgottsbuben Abreise nach Amerika bittere Jahre über die Familie des Cyriak gekommen. Der Vater wurde schon vor drei Jahren seines Dienstes entsetzt; der rote Hannjob war Wald- und Ruppenhüter geworden an seiner Statt und verfehlte nicht, ihm bei jeder Begegnung einen höhnenden Blick zuzuwerfen. Schon oft war er seitdem von dem roten Hannjob aufgeschrieben und angezeigt worden, wenn er auch nur im Walde einen



dürren Ast abhieb, damit seine Kinder nicht fröhen; der rachsüchtige Mensch führte seine Drohung in vollem Maße aus. Er hatte nämlich den Cyriak fortwährend beim Revierförster in Münster und beim Forstmeister in Bergzabern zu verdächtigen gesucht, sprach von Bestechung und Veruntreuung, Ungerechtigkeit und Parteilichkeit. Endlich hatte er noch mehrere andere Reider des Cyriak aus dem Dorfe für sich gewonnen, und man beschuldigte diesen geradezu, er betrüge die Gemeinde und den Staat, indem er Leuten, die im Walde Holz gesteigert hatten, noch hie und da eine Klafter dazu gebe und auch sonst ein Aug' zudrücke, wenn ein Kronenthaler falle. Ja, er stehe mit fremden Holzhändlern in Verbindung, und so verschwinde gar mancher schöne Baumstamm aus dem Walde, man wisse nicht wie. Als Beweis führte man an, daß der Cyriak bei dem geringen Waldhüterlohn und noch geringerem eigenen Vermögen mit seiner starken Familie dennoch gut auskomme, ja sogar fremde Kinder aufnehmen konnte, um sie als seine eignen zu halten. Das Stärkste aber sei, daß er das Zigeunerstoffele nach Amerika geschickt habe, ohne Geld hierzu bei irgend jemand geliehen oder einen Acker verkauft zu haben. Das sei doch bei einem armen Waldhüter nicht erhört, daß der seine hundert oder hundert und fünfzig Gulden daliegen habe. — Cyriak setzte allen diesen Nachreden seine Rechtsschaffenheit und Unschuld entgegen und bat, man solle ihm einen einzigen Menschen nennen, der sagen könne, daß er Holz oder irgend eine Vergünstigung von ihm habe. Als er, um sich über das Geld zu rechtfertigen, welches die Reise nach Amerika deckte, die Geschichte mit dem Zigeuner erzählte, da antwortete ihm sein Vorgesetzter: „Cyriak, er will mir da einen Bären aufbinden. Das ist schlecht erfunden, schlecht erlogen. Er scheint mir sehr verdächtig!“ Da schwieg der ehrliche Cyriak, mehr konnte er ja auch nicht sagen. Und bei nächster Gelegenheit ward ihm das Amt genommen und seinem Feinde, dem Hannjob, gegeben.

Das Bewußtsein seiner Unschuld gab ihm Trost; er hoffte mit Gottes Hilfe und seiner und der Seinigen Kraft sich durchzuhelfen. Aber es ging gleich von Anfang nicht sehr leicht, obgleich sowohl das Ewenkättherle als der Frieder treulich ihren eigenen Verdienst zum Unterhalt der Familie beisteuerten. Es waren nämlich bereits die Notjahre für das Westrich gekommen. Die Kartoffeln, welche den Hauptreichtum unsers Gebirgs ausmachen, schlugen von Jahr zu Jahr mehr fehl, und wenn man früher einen großen Teil in die Vorderpfalz ausge-

führt hatte, so erntete man jetzt kaum mehr soviel, als man selbst bedurfte. Die Kartoffelfelder standen schon am frühen Herbst mit braunem, schwarzem, abgewelktem Laube da; jene Pflanzenpest, „die Kartoffelkrankheit“, verwüstete alle Acker und zog verheerend durch das ganze Erdreich des Westrichs. Die wenigen Knollen an den Wurzelstöcken waren größtenteils schon beim Ausgraben faul, faulten aber noch stärker im Keller. Selbst die gesunden Kartoffeln verloren ihre Nahrhaftigkeit und blieben wässerig und glasig. Da kam bald Verzweiflung unter die armen Gebirgsbewohner und besonders auch in das Gossersweiler Thal, zu welchem man noch Mönchweiler rechnet. Jammer und Klage herrschten fast in jedem Hause, und der Leute bemächtigte sich zugleich eine Abspannung und Gleichgiltigkeit, die sie zu gar keinen Entschlüssen mehr kommen ließ. Ganze Felder standen leer, weil sie niemand mehr bebauen wollte, ganze Gemeinden verfielen den Händen der Wucherer, und noch lange hinaus wird jene Zeit ihre verderblichen Folgen für jenes Gebirgsthal ausüben. Da zogen die GebirgsKinder hausenweise in die Vorderpfalz auf den Bettel.

Auch dem früheren Waldhüter von Mönchweiler war eines seiner Kinder um das andere bei der schlechten Nahrung krank geworden. Auch das Ewenkättherle und der Frieder lagen eine Zeit lang krank daheim. Keines war jedoch weggestorben; nur die Mutter lag jetzt schon seit sechs Monaten krank darnieder, und noch zeigte sich keine Besserung. Der Frieder aber war Soldat geworden und lag zu Landau in der Kaserne. Voriges Jahr bei der Ziehung im Advent hatte er ein niederes Los gezogen; traurig war er heimgekommen und die Weihnachten gingen nicht fröhlicher herum. Dieses Jahr stand er schon in Landau Wache und konnte nichts beitragen zum Unterhalt der Kinder.

So stand es im Hause des Cyriak von Mönchweiler, als der heilige Abend herankam. Es war wohl der traurigste, der noch im Hause verlebte wurde. Draußen war ein schlimmes, trübes Winterwetter; der Wind rüttelte an den Hauswänden und der Thüre; der Schnee lag bis fast ans Fenster und trieb durch die Ritzen der Thüre herein. Alles in der Stube sah traurig und herabgekommen aus, selbst das geschnitzte Herrgöttchen, welches einmal der Herrgottsbube dem Ewenkättherle zu Weihnachten geschenkt hatte. Es sah braun und rußig aus und hing, kaum von der Wand unterschieden, in der dunkeln Ecke. Hie und da richteten sich die Blicke des Vaters oder des Mädchens nach dem Bilde; sie schienen ordentlich mit vorwurfsvollen Blicken



hinzuschauen, als wollten sie sagen: der hat uns auch vergessen! Sie meinten dann wohl doch nur den Herrgottsbuben. Das geringe Holz im Ofen verbreitete so wenig Wärme, daß nicht einmal die Heimchen sich behaglich fühlen konnten. Man hörte keines zirpen, weder im Herdsteine noch sonst wo im Hause. Der Vater merkte es wohl, als er so zweifelmütig vor sich hinstarrte. Er sagte dann wohl auch für sich: „Warum sollen auch die Hausheimchen uns treu bleiben, wenn das Glück des Hauses fort ist!“ Nach einer Pause fragte er:

„Kommen die Buben heute wieder? Vielleicht bringen doch sie etwas mit, das den Kindern den Hunger stillt!“

Raum hatte er ausgerebet, als die Thüre aufging und heulend das Hannsel und Zergfimmerle hereintreten in ihren weißen Hemden, die sie als Sternbuben über die Kleider trugen. Das Hannsel hatte den Stern noch in der Hand, aber ihre Kappen von buntem Papier hatte der Wind zerrissen und der Schneefall durchnäßt, so daß sie jämmerlich ansahen. Die beiden Buben zitterten vor Kälte, ihr Brotsack war leer, bis auf drei Stücklein hartes Brot; ihr Geldbläschen enthielt drei halbe Kreuzer. Mit Jammern und Weinen erzählten sie, daß sie in Münster bloß ein einziges mal das

„Mit Gott so wollen wir loben und ehr'n  
Die heil'gen Dreikönig' mit ihrem Stern“

gesungen hätten, da sei ein Gendarm gekommen und hätte sie heimgejagt. Da hätten die Kinder alle Hoffnung, Brot und Geld ihren hungernden Geschwistern heimzubringen, aufgegeben und seien bei schlechtem Wetter traurig heimgegangen. Die Leute auf der Mühle hätten ihnen noch das Brot mit heim gegeben, erzählten sie.

Der Vater hörte die Klage der Kinder an, er hatte selber auf einige Kreuzer und wenigstens auf Brot für eine einzige Mahlzeit gehofft — jetzt kamen die Kleinen selbst hungernd, durchnäßt und frierend an. Es war ihm zu Mute, als müsse er den Tod für alle herbeisehnen und jetzt gleich herbeirufen. Er war ganz verzweifelt. In der Ecke saßen die Kinder still und schweigsam. Da fingen die Kleinen an, vom Herrgottsbuben zu erzählen, der da bald komme aus Amerika und einen schönen, großen Christbaum und Brot bringe.

„Ach,“ fing das Ewenkättherle zu ihrem Vater gewendet an, „ich kann mir's gar nicht denken, daß das Stoffele schon seit dreiviertel Jahren nichts mehr von sich hören ließ!“

„Er hat uns vergessen!“ versetzte düster der Cyriak. „Warum soll er noch an den armen Vater

denken, da er jetzt in Amerika als ein reicher Mann lebt! Hab' ich dir denn nicht erzählt, daß es der Häckersjakob seinen Eltern vor acht Tagen geschrieben hat?“

„Ja, ihr habt's erzählt, Vater, aber sagt noch einmal, was er vom Stoffele schrieb!“

„Nun, im Brief stand: Denkt euch nur, liebe Leute, das Zigeunerstoffele von Mönchweiler, dem Cyriak sein Herrgottsbub', der daheim mit Besen, Holzschuhen und hölzernen Löffeln gehandelt hat, lebt in Cincinnati als ein steinreicher Mann mit einem großen Geschäft. Er hat eine Bildschnitzwerkstätte, wo er vielen Leuten Lohn gibt und großen Handel mit Getäfel und solchem Geschmitzel treibt, wie er's schon daheim gethan hat. Er ist in kurzer Zeit so reich geworden und wird bald einer der reichsten sein aus Deutschland. Ich hab' ihn aufgesucht, und da hat er mich gefragt, wie's dem Waldhüter Cyriak gehe. Und da hab' ich's ihm halt gesagt. Darauf hat er kein Wort gesagt, hat mir ein Geschenk geben und da bin ich wieder fort. Mir hat geschienen, er will nichts mehr wissen von Mönchweiler, wo er aufgezogen worden ist. — So steht in dem Brief.“

„Nein, das ist nicht wahr!“ rief das Ewenkättherle. „Das lügt der Häckersjakob.“

„Ich hätte es auch nicht geglaubt, aber es muß nun doch so sein!“ erwiderte schmerzlich der Vater. „Der Reichtum und vorzüglich in Amerika verhärtet die Menschen und macht sie stolz, daß sie sich derer schämen, die sie früher gekannt haben. Von dem Stoffele thut es mir bitter wehe, recht ins Herz hinein wehe. Das hätte ich nicht gedacht.“

„Ach, wenn er uns nur hundert Gulden schicken wollt', damit es uns nicht gar so schlecht ginge!“ klagte das Ewenkättherle. „Ihr, Vater, habt nie ihn hungern lassen und euch seiner angenommen, da er als verlassenes, verstößenes Kind in der Stube gefunden wurde. Jetzt lebt er in Fülle und Fülle — und wir haben auf Weihnachten nicht einmal etwas zu essen, geschweige zu schlecken. Ach die armen kleinen Kinder!“

„Sie müssen jetzt halt auch betteln gehen nach Münster hinaus, wie's andere Kinder thun!“ entgegnete der Vater mit erheuchelter Gleichgiltigkeit. „Sie sollen gleich morgen auf den Feiertag den Anfang machen; denn der Hunger thut auf Christtag grad so weh, wie am allerschlechtesten Werktag. Die Leute werden sagen: Sieh', da schickt auch der Cyriak seine Kinder uns vor die Thüre. Vielleicht geben sie ihnen lieber als den anderen das Bettelbrot; denn sie kennen mich draußen als ehrlichen Mann, wenn ich auch abgesetzt worden bin. Auch



wissen die Leute, wie ich mich selber gegen die Armut benommen, wie ich den Herrgottsbuben aufgenommen: sie werden euch nicht verhungern lassen und ihr habt euch des Bettelns nicht zu schämen.“

Das Evenkätzerle beugte sich weinend zu den Kleinen nieder und jammerte leise vor sich hin:

„O, das kleine Zäckele, o das Bärbele und das arme kleine Amyle! Sollt ihr betteln gehen und im Schnee stehen und das Vaterunser beten vor den Thüren und Fenstern und dann noch ein „Helf Gott!“ kriegen statt des Stücklein Brotes. O du großer Gott dort oben, erbarme dich der schwachen, unschuldigen Kinder!“

Der Vater war aufgestanden und ans Fenster getreten. Es war schon dunkle Nacht im Thale. Die Lichter der Nachbarhäuser warfen helle Streifen auf den Schnee. Er stand und hörte die leise Jammerklage der Tochter; krampfhaft rang er die Hände über der Brust und seufzte: „Ach, Herrgott im Himmel, sollen meine Kinder betteln gehen? Oder kann ich sie denn verhungern lassen!“

Er wandte sich wieder weg vom Fenster, rang gewaltsam nach Fassung und fing, zu den Kindern gewendet, mit zitternder Stimme an:

„Wenn ihr hinaus kommt, Kinder, nach Münster, so tretet nicht gleich frech in die Stuben, sondern bleibt vor der Thüre stehen und betet euer Vaterunser oder ein sonstiges Bettlergebet, das ihr von den andern Kindern lernen müßt. Geht in die Mühlen, zum Schulmeister und Pfarrer, zum Abler- und Ochsenwirth und in die andern Häuser. Und wenn euch die Leute fragen, wo ihr her seid, so sagt nur: von Mönchweiler und daß ihr dem Cyriak angehört, dem armen Cyriak und daß“ — des Vaters Stimme zitterte heftiger — „und daß eure Mutter krank im Bette liege“ — die Thränen rollten ihm über die braunen Wangen, und kaum konnte er noch hinzusetzen — „und da geben sie euch vielleicht lieber, und — und —“ er konnte vor Weinen nicht mehr weiter reden.

Laut schluchzend ging der Vater auf das Bett zu, wo das treue, brave Weib bleich und blaß dalag und nur immer nach ihren Kindern schaute. Er lehnte sich über die leichte, ärmliche Decke, küßte die Kranke auf die weißen Wangen und Augen und seine Thränen fielen ihr ins Antlitz. Sie schlang mit großer Anstrengung den Arm um seinen Hals und sagte mit schwacher Stimme:

„Weine nicht, Cyriak, kümmere dich nicht zu sehr! Es wird alles wieder gut werden!“

„O Amy, liebe gute Seele, was soll aus uns werden? Sollen wir denn ganz zu Grunde gehen?“

jammerte der Vater, den jetzt mit einem Male alle Kraft verlassen hatte. Die Kinder jammerten und weinten alle mit, da sie den Vater weinen sahen, was sie noch nie erlebt hatten.

„Sei ruhig, Vater,“ sagte das Zäckele tröstend: „Morgen geh' ich nach Münster und bettle einen ganzen Haufen Brot und recht viel Geld zusammen!“

Aber das konnte den Vater nicht trösten, der gar nicht mehr aufzurichten war. Sein Haupt lag noch immer auf der Bettdecke, sein Weib aber sagte mit überzeugender Stimme, wie eine Prophetin: „Cyriak, verzage nicht! Harre aus, der Heiland kommt!“

„Der Heiland kommt wohl zur Erde in dieser Nacht, das Christkindel bringt seine Bescherungen in die Häuser der Reichen — zu uns kommt es nicht!“ jammerte der verzweifelte Vater. Die Kinder horchten hoch auf und fragten dann schluchzend: „Warum kommt denn das Christkindlein nicht? Warum wird denn der Christbaum nicht angezündet, den der Vater mit aus dem Walde gebracht hat?“

„Ach, ihr armen Würmlein, ich hab' freilich aus alter Gewohnheit ein Tannenbäumchen mitgebracht, aber wir haben ja nichts, um ihn auszuschnücken. Zu uns kommt das Christkindlein nimmer, liebe Kinder!“

„Nein, lieber Mann!“ sprach jetzt die kranke Mutter wieder mit matter Stimme. „Es wird kommen! Harret nur aus, es wird kommen! — Horch, da ist's schon!“

Man hörte durch das Windgebräus ein helles Geklingel, wie wenn das Christkindlein mit seinem Glückchen käme. Der Vater sagte: „Der Wind hat in einem Nachbarhaus ein Fenster zerbrochen!“ Und man schwieg wieder.

Die Mutter im Bett war die allergefährteste von allen. Sie fing nach einer Pause an:

„Es jährt sich heute, es sind nun schon mehr als zwanzig Jahre her, da war auch so eine stürmische Nacht, da uns das Stoffele ins Haus gesetzt wurde. Was wird der Herrgottsbube wohl heute machen? — Aber horcht nur, es ist jemand draußen, horcht nur!“

„Es war der Wind, Amy,“ sagte der Vater, den Kopf aufrichtend.

„Der Herrgottsbube, der wird jetzt in Floribus leben und mitten im Glück sitzen. O, der denkt vielleicht gar nicht in dieser Nacht an uns, in dieser Nacht, wo wir uns seiner annahmen, da er von seinen eigenen Eltern verlassen war.“

„Er denkt gewiß an uns!“ fiel das Evenkätzerle ein. „O wenn er unsere Not wüßte!“ fuhr das Mädchen fort, aber der Vater sprach ernst:



„Liebes Kind, du denkst noch immer gut von ihm. Weiß er denn unsere Not nicht? Hat es ihm der Bäckersjacob nicht gesagt? Aber er hat eben doch die Liebe nicht zu uns, wie ein rechtes Kind. Wär' der Frieder an seinem Platz in Amerika, o du lieber Gott, wir dürften keine so traurige Weihnachten haben. Sieh', der arme Frieder ist bloß Soldat, aber er hat uns die paar Kreuzer seiner Löhnung geschickt, und ich bin gewiß, wenn er heute oder morgen kommt, bringt er uns von seinem ersparten Kommissbrot mit, der gute Bube! Ich hab' ihn immer gegen den Herrgottsbuben zurückgesetzt, den ich lieber hatte, als irgend eines meiner eigenen Kinder. Ich glaube auch, ich habe mich da versündigt. Sieh' mich nicht so traurig an, Evenkättherle, es thut mir wehe, daß ich es sagen muß, aber es ist dennoch so! — Schlafet gut, ihr armen Tröpfe — horch, es pocht wirklich an der Thüre. Ich will hinaus, um zu sehen, wer da ist. Legt euch nieder Kinder, morgen werdet ihr vielleicht satt. Das walt' Gott!“

Der Wind brauste heftig durch die winterliche Nacht der Geburt des Herrn; hoch trieb der Schnee auf und begrub fast die kleinen, ärmlichen Dörflein dort im tiefen Gebirgsthale. Es mochte wohl nirgends in den Hütten des Gebirgsvolkes die Christnacht so recht von Herzen fröhlich gefeiert werden, es wurde mehr an die Schätze gedacht, welche man in dieser Nacht gewinnen könne; das Unheimliche überwog das Heimliche und Trauliche des Advents. Die Irrlichter und Schatzfeuer durchschweiften zu sehr die Gedankenwelt der armen Westricher, als daß das Licht des Christbaums die Trübe und Finsternis dieser Welt hätte erhellen mögen. So war es zwar nicht in der Hütte des armen Cyriak, wo die arme kranke Mutter immer wieder mit ihrer schwachen Stimme wiederholte: „Harret aus, der Heiland kommt!“ Es war ihr so wunderbar zu Mute, sie war so fest überzeugt, daß Hilfe kommen müsse, denn der Gipfel der Not war ja bereits erreicht und weiter sollte es nicht kommen, wie sie dachte. Woher sie diese Hilfe erwartete, wußte sie sich selbst nicht zu sagen, aber sie erwartete den Retter aus der Not, das Christkindel mit seinem Glück und Frieden in ihrem Hause, den Heiland für das Elend ihrer Familie; und immer wieder hob sie schwach das Haupt im Bette, horchte hinaus und meinte, der komme, den sie erwartete und den sie doch nicht nennen konnte. Ihr Mann sah ihre Zuversicht und es graute ihm. „Sie erwartet den Retter, den Heiland, das Christkindel, das uns von aller Not erlöst!“ sagte er. „Wer soll uns anders retten und erlösen können, als der traurige Knochenmann —

der Tod selber? Wenn er uns nur gleich alle mit einander hinüberführte ins himmlische Reich. O, wenn er“ — es durchschauerte ihn doch — „o, wenn er draußen stünde!“

Das sagte oder vielmehr dachte er, als er hinausschritt, um zu sehen, wer noch in dieser dunkeln Nacht an seine Thüre pochte. Es flog ihm wie Wahnsinn der Wunsch durch die Seele, der Tod möge seine kalte Hand auf seine und der Seinigen Not legen und der Morgen sie von aller Not erlösen finden. Mit diesem Gedanken trat er an die Hausthüre. Es pochte wieder.

„Ist jemand draußen?“ fragte er, aber man schien vor dem Brausen des Windes die Frage überhört zu haben. Man pochte noch einmal.

„Wer da?“ rief der Cyriak, während er die Thüre öffnete. Draußen stand ein Mann, aber Cyriak konnte ihn nicht erkennen, da ihm der Schnee ins Gesicht trieb. „Gelobt sei Jesus Christus!“ sagte er, „bist du's, Frieder?“

„In Ewigkeit, Amen. Wohnt hier nicht der Waldhüter Cyriak?“ fragte der draußen mit einer tiefen männlichen Stimme.

„Der arme Cyriak wohnt da, der nicht mehr Waldhüter ist,“ antwortete er, erstaunt, einen äußerst feingekleideten, in einen teuren Pelz gehüllten Herrn vor sich zu sehen. Er schien in einem Schlitten gekommen zu sein, denn hinter ihm standen zwei Pferde auf der Dorfstraße im Schnee und ließen beständig die Schellen und Glocken klingen, welche an ihrem Geschirre hingen. Zwei andere Männer waren an dem Schlitten beschäftigt, etwas herabzuheben. Der Vater glaubte, den Frieder in seiner Soldatenmontur in dem einen derselben zu erkennen; aber er konnte sich auch täuschen. Cyriak wußte nicht, was er von dem allem denken sollte und wie ein so feiner Herr in das arme Mönchsweiler komme, durch das so eigentlich gar keine Straße führte.

„Was will der Herr in so später Stunde? Ist vielleicht ein Unglück passiert — hat der Schlitten umgeworfen? Evenkättherle!“ rief er dann mit einem Blick auf den überschneiten Fremden in die Stube hinein. „Evenkättherle, bring' Licht, da ist ein fremder Herr, dem ein Unglück passiert ist!“

„Es ist mir kein Unglück begegnet!“ sagte der Fremde und trat in den dunkeln Ausgang.

„So wollt ihr etwa nach Münster und braucht einen Wegweiser durchs Thal in der finstern, stürmischen Nacht?“

„O nein, ich kenne den Weg, hab' ihn ja schon oft genug gemacht!“ kam's entgegen. „Ich würde den Weg schon allein finden, aber ich will nicht nach



Münster, sondern komme gerade von da herein zu euch und bleibe hier — wenigstens so lang' ihr mich behalten wollt, Vater Cyriak!"

Dem guten Cyriak schwindelte, er wußte nicht, was er denken sollte. Die Stimme kam ihm so bekannt vor, aber er hatte den fremden, seinen Herrn ja noch nie gesehen, und als eben das Ewenkättherle mit einem brennenden Rienspan herauskam, sagte er:

„Lieber Herr, ihr könnt nicht bei mir bleiben! Ich bin arm, so arm — ach, und mein Weib, die gute Amy, ist krank und —“

„Ihr behaltet mich doch, Vater Cyriak! oder wollt ihr mich jetzt hinausstoßen, nachdem ihr mich vor zwanzig Jahren als kleinen Buben aufgenommen habt? Seht mich doch einmal an, Vater! Und du Ewenkättherle, liebes Mädchen, kennst du mich denn nicht mehr?“

„Wie? was seh' ich?“ rief jetzt der Waldhüter.

„Jesus, Maria und Joseph!“ rief das Ewenkättherle. „Seid ihr das Stoffele?“

„Ich bin euer Stoffele — das Zigeunerstoffele.“

„Heiliger Gott im Himmel, Amy, der Herrgottsbub' ist da!“ schrie der Vater jetzt in die Stube, und der Angekommene trat ein, sah sich um und erkannte das grenzenlose Elend.

„O, Vater, Schwester, ihr lieben, armen Kinder, wie treff' ich euch! Und die Mutter? Ach liebe, gute Mutter, mußte es so weit kommen!“

Und er warf sich an dem ärmlichen Bette nieder. Die Kranke reichte selig lächelnd die Hand aus dem

Bette. Er preßte sein Gesicht darauf und weinte Thränen der Freude und des Schmerzes, da er das Elend im Hause sah und auf allen Gesichtern las. Die Mutter hob das bleiche Haupt empor, und von ihren Lippen kam's:

„Mein Gott, mein Gott, du bist's! du, unser Herrgottsbube! Ich bin nicht mehr krank, der Heiland ist gekommen!“ —



Warum soll ich die immer mehr durch die Thränen der Wehmut erblühende Luft des Wiedersehens beschreiben? der Heiland, der Retter aus der Not, das Christkindel mit allen seinen Freunden war ja wieder eingekehrt in dem Hause des braven Cyriak. Der Christbaum stand noch in selbiger Nacht in schönem Schmucke, denn die zwei Männer, welche draußen am Schlitten beschäftigt waren, trugen eine mächtige Kiste herein und darin war alles, was Kinder erfreuen konnte und was Erwachsene zu stärken vermochte: Lebkuchen, Zuckermanteln, Kleider und Schuhe, Schinken, Brot, Wein und Braten. Der eine von den zwei

Männern war aber Frieder selber, der auf seinem Heimweg von Landau in Münster den zurückgekehrten „Herrgottsbuben“ traf und mit ihm in einem Schlitten, den man sich geliehen hatte, durchs Thal hereinfuhr. Die Freude der Eltern und Geschwister läßt sich gar nicht beschreiben; es war in dem Hause der Armut ein Jubel erwacht, der bis zum Himmel drang. Der Cyriak selber aber schlug sich an die Brust und sagte mehr als einmal: „O, ich habe an-



gefangen an ihm und an Gott zu verzweifeln! Ich kleinmütiger Mensch! Alle Not hat ein Ende, Gottes Namen sei gebenedeit in Ewigkeit.“

Der Amerikaner fuhr mit dem Fuhrknecht auf dem Schlitten wieder nach Münster zurück, um da zu schlafen. Andern Tags aber war er schon wieder in Mönchweiler. Da ging denn wie ein Lauffeuer die Kunde durchs Thal, das Zigeunerstoffsche sei als ein steinreicher, feiner Herr mit einem kohlschwarzen Bart aus Amerika gekommen, wolle dem armen Cyriak sein Friederle von den Soldaten loskaufen, die ganze Familie mitnehmen übers Meer — und das Ewenkättherle soll die Herrin all des ungeheuren Reichthums und eine vornehme Frau werden, sagten die Leute. Und sie sagten nicht zuviel.

Mutter Amy, welche nun aller Sorge enthoben und der besten Pflege anheimgegeben war, erholte sich wunderschnell. Das neue Jahr wurde im Hause des Cyriak in allen Freuden gefeiert, und bald darauf war eine Hochzeit im Dorfe, wie noch keine gesehen wurde. Die Kinder des Cyriak gingen in schönen, warmen Kleidern vor den Brautleuten hernach Silz in die Kirche, wo der Herr Pfarrer den Ehebund segnete; die junge Frau Ewenkättherle strahlte von Freude und Glück, und Vater und Mutter nicht weniger. Als man noch der Großmutter neu aufgerichteten Grab besucht hatte, ging es zurück nach Mönchweiler. Dort hatte im Wirtshause jedermann freien Trunk auf Kosten des reichen „Amerikaners“, der noch unter alle armen Leute Geld verteilen ließ, die liebe Menge. Jedermann nahm teil an der allgemeinen Freude, nur der rote Hannjob nicht. „Es ist doch nur ein Zigeunerbube!“ rief er einmal übers andere. Aber kein Mensch kümmerte sich um ihn.

Unter den freien Gästen, welche das Hochfest herbei gezogen hatte, befand sich auch eine Truppe Zigeuner. Der Amerikaner ließ ihnen eine Scheuer herrichten, wo sie bei Braten, Würsten, Schinken und Wein ganz absonderlich lustig waren und den ganzen Tag sangen und sprangen, spielten und geigten. Einer von ihnen wurde im Hause des Cyriak recht schwer vermisst — das war jener Zigeunervater vom Hunnenfels. Alle dachten seiner in dankbarer Freude und Wehmut, am meisten aber der Bräutigam selbst. Man sprach eben von ihm im engen Familienkreise, da sagte der Frieder, indem er durch das Fenster deutete:

„Dort kommt auch noch ein Zigeuner, ein alter, ehrwürdiger Mann, den Pfad am Abhang herab!“

Vater Cyriak schaute hinaus und rief:

„Weiß Gott, er ist's! dein Vater ist's, Stoffele!“

Beide eilten zu gleicher Zeit hinaus und brachten den verlegenen Widerstrebenden bald herein, wo ihn das Ewenkättherle mit kindlicher Freude und Ehrerbietung empfing. Die Kinder nannten ihn Better. Als er aber zu reden begann, da sagte er:

„So wär' es denn geschehen: ich kann mein Kind im Glück als ordentlichen angesehenen Mann sehen. Gern wollt' ich nun auch meine alten Tage in Ruhe und Frieden beschließen, aber ich bin ja ein Zigeuner, die Welt würde euch meinewegen verachten, und so muß ich wieder fort!“

„Rein, ihr bleibt, Vater!“ — „Ihr bleibt, Better!“ rief es aus aller Mund.

„Ihr bleibt bei mir, Vater!“ sagte der junge Amerikaner. „Ihr bleibt bei euren Kindern! Mein liebes Ewenkättherle wird mit Freuden eures Alters pflegen. Wir bleiben alle beisammen und leben Gott und uns zu Gefallen, nicht der Welt.“ — Er durfte nicht mehr fort und fuhr bald darnach mit der ganzen Familie übers Meer. — — —

In dem armen Dörflein hinter Klingenmünster zwischen den hohen waldigen Bergen des Wasgau lebt man wieder still und kümmerlich hin, wie früher auch. Jedoch sorgt jetzt das Waisenhaus zu Silz für manches arme Kind. Der rote Hannjob ist elend gestorben und hat auf dem Totenbett sein Herz mit der Aussage erleichtert, daß alle seine Angaben über die Verwaltung des Waldhüters Cyriak nur Ausflüsse seines Neides und seiner Nachsicht waren. Das Häuschen des Cyriak bewohnt heute eine Zigeunerfamilie, die aber nicht stiehlt, sondern ihr Brot durch allerlei Musik- und Komödiantenkünste verdient.

In dem neuen Lande jedoch, zu Cincinnati am Ohiostrom, lebt eine glückliche, zahlreiche Familie. Das Ewenkättherle in glücklicher Ehe als Herrin des reichen Hauses, der Frieder und die Kinder jedes nach seinen Fähigkeiten beschäftigt, Mutter Amy als heitere freundliche Großmutter und der Cyriak und der Zigeuner als gute Freunde. Sie rauchen täglich ihren guten Tabak in ihrem Stübchen, wo noch jenes rauchige „Herrgöttchen“ hängt, das der Herrgottsbube einst mitbrachte. Sie streiten nicht mehr wegen jenes gestohlenen Schinkens in selbiger Christnacht. Höchstens fragt einmal der Cyriak, wenn sie gerade einen geräucherten Hinterwäldler zum Gabelfrühstück verzehren, ob nicht jener, den ihm der „ehrliche Mann“ geholt, eben so gut geschmeckt habe. Dann lachen sie zusammen; denn sie haben zu essen und zu trinken die Fülle und alles vom Besten. —



## Alexander von Humboldt.

Ein Lebensbild von J. Stielser.

Mit dem Bildnisse Humboldts und Illustrationen nach Original-Zeichnungen von  
**W. Claudius.**



Humboldt benutzte den längeren Aufenthalt in Paris, um die erste Hand an das Riesenwerk zu legen, das dreißig Bände stark, erst im Jahre 1827 vollendet erschien. Und als im Herbst 1809 Prinz Wilhelm nach Berlin zurückkehrte, erbat sich Humboldt die Erlaubnis, in Paris bleiben zu dürfen, wo ihm allein Mittel geboten waren, sein großes Unternehmen auszuführen. Außer seinem Freunde und Reisegenossen Bonpland fand er dort das freundlichste Entgegenkommen zur Förderung seiner Zwecke. Gelehrte, Künstler und Techniker rechneten es sich zur Ehre, wenn er ihre Hilfestellung zur Beschaffung von Büchern, zum Zeichnen von Karten, Ansichten und anderem in Anspruch nahm. „Fast ebenso wunderbar, wie in seinem unermüdblichen Forschereifer, bei seinen Wanderungen durch Amerika,“ schreibt ein Zeitgenosse Humboldts, „erscheint mir dieser merkwürdige Mann, durch seine hier (in Paris) sich entfaltende vielseitige Thätigkeit. — Während die Redaktion seines Riesenwerkes, für welches er nahezu hundert Menschen im Dienste und zu überwachen hat, und der Verkehr mit diesen seine gänzliche Hingabe zu beanspruchen scheint, finden wir ihn als vielwillkommenen Gast am kaiserlichen Hofe, als eifrigen Schüler im Auditorium des berühmten Sylvestre de Sacy, um gründlich die persische Sprache zu erlernen, im Atelier des Malers Gerard, wo er eifrig zeichnet und malt, im brieflichen, wie persönlichen Verkehr mit den verschiedensten Menschen. Überdies ist er mit nichts geringerm, als dem Plane einer Reise durch Asien bis an den Himalaja beschäftigt.“ — Es handelte sich nämlich um eine von Rußland an ihn ergangene Einladung: sich einer wissenschaftlichen Expedition anzuschließen, die im Jahre 1812 stattfinden sollte. Humboldt war sofort entschlossen, derselben Folge zu leisten. Um sich noch von seinem Bruder, der inzwischen als Gesandter nach Wien übergesiedelt war, zu verabschieden, reiste er zu Ende des Jahres 1811 dahin. — Zum dritten Male aber scheiterte der Reiseplan Humboldts an einem neuen Kriegsunternehmen Napoleons. — Die Expedition mußte infolge der Kriegserklärung Frankreichs an

(Schluß.)

Rußland unterbleiben. — Humboldt kehrte nach Paris zurück. Mußte er auch für den Augenblick, ja vielleicht für lange auf die Ausführung dieses ihm zur Lieblingsidee gewordenen Planes verzichten — denselben aufzugeben, kam ihm nicht in den Sinn. Sollte sich keine andere Gelegenheit dazu bieten, war er entschlossen, zu geeigneter Zeit, auf eigene Kosten die Reise zu unternehmen. Der Briefwechsel der beiden Brüder blieb nun fortan ein reger, lebhafter, theils wissenschaftliche Gegenstände, theils Familienangelegenheiten behandelnd. Allerdings durften sie dessen, was sie so ganz erfüllte und beschäftigte — des Schicksals ihres Vaterlandes — kaum in den Briefen Erwähnung thun, da keiner ihrer Briefe vor der napoleonischen Spionage sicher war. „Viel Unheil geschieht hier durch Briefe aus Deutschland,“ berichtete Alexander in einem Briefe, den er einem abreisenden Freunde mitgab. „Unsere Mitteilungen sind ja unbedeutend, wir müssen uns auf die nächsten Lebensverhältnisse einschränken.“ Von rührender Liebe und Anhänglichkeit für den Bruder und seine Angehörigen geben Alexanders Briefe Zeugnis; sie waren ihm, dem unvermählt Gebliebenern, das teuerste, was er besaß. Nach Paris zurückgekehrt, schreibt er dem Bruder: „Wenn ich an Euch und unser Zusammensein zurückdenke, kommen mir oft die Thränen; aber es giebt keine tiefe Empfindung im Menschen, die nicht etwas Schmerzhaftes hätte; das ist unser Loos.“ —

Und an seine Schwägerin schreibt er im Herbst 1813, nachdem er erfahren, daß ihr ältester Sohn Theodor auch mit ins Feld gezogen: „Ich fühle zum erstenmal, was es heißt, an diesem Blutvergießen näheren Theil zu haben. Dies Gefühl mischt sich in alle meine Entschlüsse, Wünsche und Hoffnungen. — Ich lebe hier abgefordert, wie am Drinoco, arbeite viel und mit Leichtigkeit; ich lebe von meiner Arbeit, denn wie ist jetzt auf andere Quellen zu rechnen? Was mir übrig bleibt, theile ich mit meinen Freunden. Je mehr der öffentliche Jammer zunimmt, desto industriöser wird man in den Mitteln, andern nützlich zu sein. Ich zeichne und male täglich in Gerards Atelier; von der Gesellschaft zurückgezogen, ist dies meine einzige Freude.“



Zammern will ich nicht, sondern freudig tragen, bis Gott in seinen hohen Beschlüssen der bedrängten Menschheit wieder aufhilft. — Es sind wunderbare Zeiten; aber ich denke, dazu gab einem Gott Sinn und Leben, daß man sie anwende in der Bedrängnis.“ — Dabei empfiehlt er dringend einen jungen deutschen Maler, von dem er, um ihn zu unterstützen, sein Bildnis hat malen lassen, das er dem Bruder übersendet. Wiederholte Anerbieten, eine Stelle im Staatsdienste zu übernehmen, lehnt er energisch ab. Im Herbst 1822 lud ihn Friedrich Wilhelm III. zum Kongreß nach Verona ein. Humboldt traf dort mit dem Könige zusammen und begleitete ihn dann nach Venedig, Rom und Neapel, wo er zweimal den Besuch bestieg. Sorgfältig war er bemüht, den deutschen Künstlern in Rom nach Kräften nützlich zu sein, und freute sich, besonders das Andenken seines Bruders dort noch so liebevoll bewahrt zu finden. Im Januar 1823 kehrte Humboldt mit dem Könige nach fünfzehnjähriger Abwesenheit nach Berlin zurück, von wo aus er sofort dem Bruder seinen bevorstehenden Besuch in Tegel ankündigt. „Einige Stunden in Deinem Hause werden mich entschädigen für alle Entbehrungen dieser Reise. Welche moralische Anstrengung war jene dieser letzten drei Monate. Ihr werdet mich recht alt finden, aber liebend und lebhaft wie immer.“ —

Aber nur wenige Monate verweilte er in der Heimat. Es zog ihn wieder nach Paris, wo er von der französischen Akademie zum Mitglied erwählt, im Kreise teurer Freunde, mit der Herausgabe seines Werkes\*) beschäftigt, noch vier Jahre zubrachte, bis ihn die wiederholte, immer dringendere Aufforderung des Königs, endlich zur bleibenden Rückkehr nach Berlin veranlaßte. Auf der Heimreise besuchte er die Bergakademie zu Freiberg, wo er als bewährte Fachmänner noch Studiengenossen aus seiner Jugend traf, die ihn jubelnd bewillkommneten, und begrüßten in Weimar den Herzog Karl August und Goethe.

Goethe schreibt über diesen Besuch: „Was ist das für ein Mann! Ich kenne ihn so lange, und doch bin ich von neuem über ihn voll Erstaunen. Man kann sagen, er hat an Kenntnissen und lebendigem Wissen nicht seines Gleichen; und eine Vielseitigkeit, wie sie mir gleichfalls noch nicht vorgekommen ist! Wohin man rührt, er ist überall zuhause, und überschüttet uns mit geistigen Schätzen. Er gleicht einem Brunnen mit vielen Röhren, wo man überall nur Gefäße unter zu halten braucht

\*) Seine Reiseberichte, welche teils in französischer, teils lateinischer Sprache geschrieben, in 6 Abteilungen mit 1400 Stichen versehen, erschienen. Jedes Exemplar kostete 9000 *M*.  
Deutsche Jugend. XXII.

und wo es uns immer erquicklich und uner schöplich entgegenströmt.“ —

Am 12. Mai 1827 traf Alexander von Humboldt in Berlin zum bleibenden Aufenthalte ein. So fanden sich die beiden Brüder, nach langjähriger Trennung, auf heimatlichem Boden, wo sie einst ihre Jugend gemeinsam verlebt hatten, wieder vereint.

Ihre Wege waren verschieden gewesen, wie ihre Anlagen und Neigungen; aber weder diese Verschiedenheit, noch die jahrelange Trennung hatte zu der geringsten Störung ihres schönen brüderlichen Verhältnisses geführt, das auch in Zukunft niemals durch den leisesten Mißton gestört wurde. „Wir sind uns seit den letzten Jahren um so liebevoller nahe getreten, als das Leben ernster geworden ist,“ schreibt Alexander.

Sie hatten viel Großes — aber auch viele Enttäuschungen, viel Bitteres erlebt. Die schmerzlichen Erfahrungen hatten ihnen jedoch nichts von jenem Wohlwollen gegen die Menschen geraubt, nichts von jenem Idealismus, jenen hohen Ideen, die noch jetzt, wie ehemals, ihrem Leben Licht und höheren Wert verliehen.

Einen glänzenden Triumph feierte Alexander von Humboldt durch seine Rede bei Eröffnung der Naturforscher-Versammlung in Berlin den 18. Sept. 1827 und durch seine Vorträge über physische Weltbeschreibung, welche solches Aufsehen erregten, daß aus fernen Gegenden nicht nur Gelehrte, sondern viele Personen aus den verschiedensten Ständen herbeireisten, um wenigstens einen oder einige dieser Vorträge mit anzuhören. Der Andrang war so groß, daß Humboldt sich bald genötigt sah, einen zweiten Cyklus, fast zugleich mit dem ersten zu eröffnen, um über dieselben Gegenstände und zwar in dem größten Saale Berlins Vorträge zu halten. Auch diese mehr populär gehaltenen Vorträge waren so besucht, daß lange nicht allen Ansprüchen genügt werden konnte. Jeden Abend sah man den König und die königliche Familie dort. Es waren 61 freie Vorträge, die Humboldt im Laufe von fünf Monaten hielt und wobei er nicht minder durch den Zauber seiner Rede, als durch den Inhalt derselben seine Zuhörer entzückte. Wiederholten Aufforderungen nachgebend, entschloß er sich endlich, die Vorträge zu veröffentlichen, um sie allgemeiner zugänglich zu machen. Aber kaum begonnen, erlitt diese Arbeit eine lange Unterbrechung. Humboldts längst gehegter Wunsch sollte nun in Erfüllung gehen.

Kaiser Nikolaus von Rußland hatte ihm das großartige Anerbieten gemacht, eine ausgedehnte



Reise im russischen Reiche auf Kosten der Krone zu unternehmen, in Begleitung von noch zwei Naturforschern, die zu wählen Humboldt gänzlich überlassen blieb. Dabei ließ der Kaiser ausdrücklich bemerken, daß der Nutzen, welcher dem russischen Reiche aus diesen Forschungen erwachsen würde, nur Nebenaufgabe, der Hauptzweck aber einzig Förderung der Wissenschaft im allgemeinen sein sollte.

Die Reise mußte im Frühlinge 1829 angetreten werden, und Humboldt war eben mit den Vorbereitungen zu dieser beschäftigt, als er die Nachricht von der schweren Erkrankung seiner Schwägerin, der Gattin Wilhelms, erhielt. Sie starb am 26. März tief betrauert nicht nur von ihrer Familie, sondern von allen, die sie kannten. Auch Alexander verlor an ihr eine edle, teure schwesterliche Freundin; aber, wie schwer ihn der Verlust auch persönlich betraf, das Schmerzlichste war ihm, den so innig geliebten Bruder in diesem Zustande tiefer Betrübnis verlassen zu müssen. Mit liebevollster Hingabe widmete er ihm jede freie Stunde, und der Gedanke an seine Vereinsamung beschäftigte ihn, wie er in seinen Briefen immer wiederholt, Tag und Nacht, inmitten aller Zerstreungen, Mühsale und Strapazen der Reise. Zum Schreiben konnte er überdies nur die Stunden der Nacht benutzen, da die Reisenden, wo sie nur einen Aufenthalt machten, von Ehrenbezeugungen, mit denen sie überhäuft wurden, in Anspruch genommen wurden. Humboldt schreibt: „Man tötet uns fast vor Höflichkeit, läßt uns nicht zu Atem kommen, keinen Augenblick allein; wir reisen gleich Souveränen, mit Begleitung von reitenden Kosaken, als Sicherheitswache.“ — Zwischen Dorpat und Petersburg hatten sie alle Greuel des russischen Winters durchzumachen; Eis und Schnee, so weit das Auge reichte; bei den Flüssen überall Aufenthalt, da sie entweder in vollem Eisgange oder ihre Ufer so zerrissen waren, daß die Vorderräder der Wagen fast im Schlamm versanken und man sich Balken nachfahren lassen mußte, um die Wagen, bei abgespannten Pferden, durch Bauern über die tiefsten Löcher hinüber stoßen zu lassen. Von Riga aus fuhren unsere Reisenden mit einem kaiserlichen Postkourier, der alles für sie zu besorgen hatte, sechs-spännig bis Petersburg, wo sie am 3. Mai unter heftigem Schneegestöber anlangten. Kaiser Nikolaus ließ sofort Humboldt zu sich bitten und empfing ihn mit den Worten: „Ich muß Ihnen nun vor allem herzlich danken, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet; — ich hatte es kaum zu hoffen gewagt.“ — Er behielt dann Humboldt zur Tafel, wo dieser allein mit dem Kaiserpaar speiste, das sich

aufs freundlichste nach seiner ganzen Familie erkundigte. Nach Tische führte der Kaiser seinen Gast am Arme in die Zimmer seiner Kinder, zeigte ihm alle Prachtgemächer des Winterpalastes und die verschiedenen Ausblicke auf die Newa, die von großer Schönheit sind.

Der damals elfjährige Thronfolger, nachmals Kaiser Alexander II., mußte auf Befehl seines kaiserlichen Vaters Humboldt ein großes Diner geben, damit er sich lebhafter der Anwesenheit des großen Mannes erinnere, und zugleich dessen Bildnis erbitten, welches der kaiserliche Hofmaler Sackolof in Aquarell zu malen beauftragt wurde. „Man kommt all' unseren Wünschen und Bedürfnissen zuvor,“ — schreibt Humboldt, — „der Kaiser ließ drei Wagen eigens für uns bauen, mit den möglichsten Bequemlichkeiten eingerichtet, wovon jeder 1200 Thlr. kostet; überdies bietet man uns überall Geld wie Heu an; 20 000 Rubel wurden mir bereits für die Reise eingehändigt.“

Am 20. Mai traten Humboldt und seine beiden Gefährten, in Begleitung eines Bergbeamten, eines Kronpostkouriers, der für Beschaffung der Pferde und bestmögliches Unterkommen der Reisenden zu sorgen hatte, dann eines Koches und mehrerer Diener die Weiterreise an. Auch in Moskau wurden die Gelehrten mit fürstlichen Ehren empfangen und langten nach kurzem Aufenthalt in dem durch seine Jahrmärkte weltberühmten Nischny Nowgorod, und nach einer viertägigen Wasserfahrt auf der Wolga, endlich in Casan an.

Bei einem höchst interessanten Ausfluge nach der alten, aus dem achten Jahrhundert stammenden Tartarenstadt Wolgari gelang es Humboldt, eine große Anzahl von Münzen mit arabischen und mongolischen Inschriften aus der Zeit Timurs, welcher dort residirt hatte, zu erwerben. Zur Überfahrt des Flusses Kama bedurften sie, bei ruhiger Luft, sechs voller Stunden.

Von Casan ab gab es keine Wirtshäuser mehr; man mußte in den Wagen übernachten; bisweilen auch wohl in den Salons auf einem der verstreuten Gutshöfe adeliger Familien; hier aber nur auf hölzernen, mit Teppichen oder Tierfellen bedeckten Bänken.

Am 6. Juni schreibt Humboldt zum erstenmal aus Asien: „Es ist heute der Vorabend Deines Geburtstages, geliebter Bruder; ich feiere ihn am asiatischen Ural, in den Kupfergruben von Gumi Schewsk. Ich bin tief bewegt, indem ich diese Zeilen schreibe; zu keiner Zeit, in keiner Epoche meines Lebens habe ich das Glück, Dich zu besitzen, in so hohem Grade



empfundener als jetzt. Sind wir ja doch uns neuerdings so nahe gekommen; wie erfreulich und wohlthuend sind mir deine Mittheilungen in meiner gegenwärtigen Einsamkeit. Morgen bin ich im Geiste mitten unter euch; ein Liebesgruß, tief aus Sibirien, hat einigen Wert mehr, als ein gewöhnlicher.“

Zwölf Kisten mit Klumpen Goldes, Platina, Topasen und anderen Steinarten, sowie eine Anzahl tartarischer Bücher und Münzen aus uralten Zeiten und die Entdeckung von Diamanten im Uralgebirge waren das Ergebnis dieser Reise. In Tobolsk fand Humboldt im Hause eines deutschen Arztes freundliche Aufnahme und erkannte zu seiner Freude in ihm den Sohn einer ihm früher sehr befreundeten Familie. Von der Grenze der Kirgisen-Steppe aus berichtet er dem Bruder nach Gastein über seinen Ausflug nach der chinesischen Mongolei, den er als eine der wertvollsten Erinnerungen fürs ganze Leben bezeichnet. „Du wirst,“ fügt er hinzu, „bereits Kenntnis von unserm kühnen Entschlusse haben, auch den wichtigsten Teil des Altai zu besuchen; eine Exkursion von 2833 Wersten, circa 405 deutsche Meilen, von denen wir schon nahezu die Hälfte zurückgelegt haben. Man reist, oder besser, man fliehet durch diese einförmigen sibirischen Grasfluren wie durch eine Meeresfläche; eine wahre Schiffahrt zu Lande.“ Zu ihrem Schrecken vernahmen die Reisenden, daß sie zwei Tage lang durch eine Landstrecke mußten, in welcher die sibirische Pest herrschte.

Nach langer Beratung mit einem Arzte, der, wie er versicherte, nie den Namen Berlin gehört hatte — beschlossen sie, nicht umzukehren; sie nahmen sämtliche Diener ins Innere ihrer Wagen, damit sie mit den Kutschern, lauter sibirischen Bauern, nicht in Berührung kamen, schöpften ihr Wasser selbst aus den Brunnen und traten in keine Hütte.

So erreichten sie gesund die Gegend von Barnaul, konnten jedoch, da das Wetter sehr stürmisch war, nicht über den gewaltigen Obi-Strömung setzen, welcher Wellen schlug, wie das Meer, und waren genötigt, während des siebenzehnen Stunden langen, wütenden Sturmes am Ufer, bei hochlodernem Feuer, zu bivouaquieren. „Das Beste dabei war,“ schreibt Humboldt, „daß wir durch den Rauch von Moskitos befreit blieben und hier nicht der erstickenden Masken bedurften, die wir sonst, um uns gegen diese Quäler zu schützen, tragen mußten.“ — Den Anblick des kaspischen Meeres und den Aufenthalt an demselben bezeichnet Humboldt als Lichtpunkte in seinem Leben. Zu seinem großen Erstaunen traf er in der Nähe von Uralst, der Hauptstadt der Kosaken im

Ural, deutsch sprechende Postillone und eine Ansiedelung deutscher Herrnhuter.

Ende November kehrten die Reisenden, nachdem sie den größten Teil des nördlichen Asiens durchzogen hatten, nach Petersburg zurück. Der Kaiser, obgleich seit längerer Zeit krank und zu Bette liegend, ließ Humboldt zu sich bitten und überreichte ihm eigenhändig das Großkreuz des St. Annen-Ordens mit der Kaiserkrone, indem er sagte: „Ihrer Anwesenheit verdankt Rußland einen immensen Fortschritt; Sie verbreiten Licht und Leben wohin Sie kommen.“ — Zum Abschied erhielt Humboldt, unter anderen Geschenken, einen Zobelpelz von 5000 und eine sieben Fuß hohe Wase von 40 000 Franken im Werte. „Mehr als dies alles,“ schreibt er an seinen Bruder, „beglückt mich dennoch der Gedanke, Dir nun täglich näher zu kommen. Solltest Du den Winter nicht, wie ich hoffe, in Berlin sein, so besuche ich Dich wenigstens zweimal jede Woche. Ich weiß, wo mein Glück ist, — allein bei Dir.“ — Es war den 8. Dezember 1829, als Humboldt von der in neun Monaten zurückgelegten Reise wieder heimkehrte. Er hatte bereits das sechzigste Jahr überschritten und gedachte nun sich ruhig seinen großen Arbeiten und unter diesen der Schilderung seiner Reise widmen zu können. Aber schon im Herbst des nächsten Jahres wurde er von dem Könige in diplomatischer Angelegenheit nach Paris, an den Hof Louis Philipps, gesandt, wo er eine glänzende Aufnahme fand und viel mit der königlichen Familie, besonders mit dem lebenswürdigen Herzog von Orleans und seiner geistreichen Gemahlin, der später so schwer geprüften Prinzessin Helene, verkehrte.

Mit inniger Freude und Teilnahme begrüßten ihn die alten Freunde, — Arago, Guizot, Thiers und andere, — mit lebhaftem Interesse suchten da auch die jüngeren Gelehrten und Staatsmänner die Bekanntschaft des großen Mannes. Er war in Paris — demselben Paris, in dem er einst, zu Ende des vorigen Jahrhunderts, mit dem Directorium der Republik verhandelt hatte, — wo er fünf Jahre später, bei seiner Rückkehr aus Amerika, Napoleon als Kaiser und mächtigsten Herrscher der Welt gesehen; — wo er dessen Sturz und die Wiederkehr des rechtmäßigen Königs, Ludwigs XVIII., und zehn Jahre später dessen Tod mit erlebt hatte, und wo er nun am Hofe einer neuen Dynastie, in den Kreisen eines neuen Geschlechts, abermals als ein hochgefeierter Mann sich bewegte.

Erst im Winter 1832 kehrte Humboldt nach Deutschland zurück und hoffte nun den Rest seines



Lebens, mit seinem Bruder vereint, den Wissenschaften und der Vollendung seiner begonnenen Arbeiten zu leben. Er traf seinen Bruder sehr gealtert und kränkelnd, und widmete ihm nun die zärtlichste Sorgfalt und den größten Teil seiner Zeit.

Am 8. April 1833 starb Wilhelm vom Humboldt in den Armen seines untröstlichen Bruders.

„Ich habe die Hälfte meines Lebens verloren,“ schreibt Alexander an einen Freund; „ich versenke mich in meine Studien, ich rufe mir die mächtigsten Erinnerungen zurück und versuche die Ruhe wieder zu finden, von der ich noch so weit entfernt bin. Ich glaubte nicht, daß meine alten Augen noch so viele Thränen hätten.“ — Mit größter Sorgfalt und Liebe ordnete Alexander die nachgelassenen Werke

erfolgten die zahlreichen Berufungen der bedeutendsten Männer auf allen Gebieten, die Friedrich Wilhelm IV. für seine Residenz zu gewinnen bemüht war, und seine Briefe an dieselben geben Zeugnis von der warmen und aufrichtigen Anerkennung, die er jeglichem Verdienste zollte.

In Berlin und Potsdam, sowie in allen königlichen Schlössern war für Humboldt eine eigene Wohnung eingerichtet; auf allen Reisen begleitete er den Monarchen; kein Tag verging, ohne daß er ihn sah; jeden Abend brachte er im Hofkreise zu, anmutig plaudernd oder geistreich belehrend, immer, als habe er gar nichts anderes zu thun; und doch arbeitete er in jener Zeit an seinem großen Werke, dem Kosmos. — Auf die wiederholt an ihn er-



seines Bruders, wovon der erste Band schon ein Jahr nach dessen Tode erschien. Er selbst lebte ausschließlich den Wissenschaften, in tiefer Zurückgezogenheit, bis ihn ein unerwartetes Ereignis nochmals in neue Verhältnisse, zu einer glänzenden Stellung berief.

Am 7. Juni 1840 starb König Friedrich Wilhelm III., und sein Sohn bestieg als Friedrich Wilhelm IV. den preussischen Thron. Hatte derselbe schon als Kronprinz innige Verehrung für Humboldt gehegt und ihm Beweise davon gegeben: so war es ihm nun eine wahre Herzenssache, denselben ganz in seiner unmittelbaren Nähe zu besitzen.

Humboldt wurde nun der Freund, Vertraute und Berater seines Königs in allem, was Kunst und Wissenschaft betraf. Durch seine Vermittlung

gangene Frage: Wie er das vermöge? erwiderte er lächelnd: er habe mehr Zeit als andere Menschen, weil er so wenig Schlaf bedürfe.

Im Jahre 1842 schuf der König eine „Friedens-Klasse“ zu dem von Friedrich dem Großen nur für Auszeichnung im Kriege gestifteten „Ordre pour le mérite“, welcher den größten Gelehrten und Künstlern der Welt als Anerkennung verliehen werden sollte. Humboldt, „als der größte lebende Gelehrte, der in seiner Person die Kenntnisse einer ganzen Akademie vereinigte“, wurde zum Kanzler des Ordens ernannt. Er begleitete seinen Monarchen noch nach England, zur Taufe des Prinzen von Wales, und empfing dort sowohl am Hofe, als in allen Kreisen der gebildeten Welt, die schmeichelhaftesten Beweise hoher Achtung und Verehrung.



Lange schien es, als ob die Jahre spurlos an dem großen Manne vorüberzögen. Unermülich in seinem Drange, sich zu unterrichten, sah man ihn noch im hohen Alter, bei schlechtestem Wetter, die Kollegen von Boeckh über griechische Litteratur, und von Karl Ritter über allgemeine Erdkunde, besuchen, um, wie er scherzend zu den Studenten sagte: „nachzuholen, was er in der Jugend versäumt hatte.“

Da geschah es denn wohl öfters, daß Ritter in seinen Vorträgen „Alexander von Humboldt“ zitierte und dann alle Blicke der jungen Zuhörer sich nach dem edlen Greise in ihrer Mitte wendeten.

Wie freundlich wohlwollend Humboldt, ungeachtet seiner hohen Stellung und vielseitigen Thätigkeit (nach seinem eigenem Ausspruche schrieb er allein ungefähr 3000 Briefe im Jahr) sich jungen Leuten gegenüber verhielt, wenn er glaubte, durch Rat und That, Lob oder Tadel fördernd einwirken zu können, ist wohl kaum hinlänglich bekannt. Ein kleines Buch, „Briefwechsel und Gespräche Alexander von Humboldts mit einem jungen Freunde“ bietet uns dafür ein so rührendes als interessantes Beispiel. Ein junger Student wendet sich mit seinen Gedanken, Zweifeln und Fragen über die höchsten Probleme unseres Daseins an Humboldt, und dieser läßt sich herbei, mit väterlicher Hingebung und Güte ihn nicht nur anzuhören, sondern aus dem reichen Schatze seines Wissens und Denkens ihm mitzuteilen, und die eingehendsten Erörterungen zu pflegen.

Als derselbe im Jahre 1848 ihm seinen Entschluß, nach Amerika überzusiedeln, eröffnet, giebt ihm Humboldt einen offenen Brief in französischer Sprache mit, welcher mit den Worten beginnt: „Alle diejenigen, welche in den Vereinigten Staaten und übrigen Ländern Amerikas von meinem Namen und meinen Arbeiten über Amerika Kenntnis haben, sind gebeten, Herrn Dr. N..., eine durch Talent und Charakter hervorragende Persönlichkeit, mit Güte aufzunehmen.“ —

Welcher geistigen Macht mußte er sich bewußt sein, um einen solchen, an einen ganzen Weltteil gerichteten Empfehlungsbrief auszufertigen!

In Berlin und Potsdam kannte fast jedermann die „Excellenz Humboldt“, und man bezeigte ihm einen Grad von Ehrerbietung, nahezu wie dem Könige selbst. Mit sichereren, bedächtigen Schritten, etwas vorgebeugtem Haupte, den Ausdruck freundlichen Wohlwollens in den edlen Zügen, jeden Gruß höflich erwidern, sah man ihn häufig in einfacher Kleidung, anspruchslos in den Straßen oder auf der Promenade dahinschreiten, meist die Hände auf den Rücken gelegt, gedankenvoll den Blick zur Erde

gekehrt. Dann wichen ihm die Begegnenden beiseite aus, um ihn nicht zu stören, und selbst der gewöhnliche Mann schaute ihm nach und sagte zu dem Nahestehenden: „dort geht Humboldt.“ — Wer je mit ihm gesprochen, konnte den Eindruck seiner geistvollen, klaren und fesselnden Unterhaltungsweise nicht wieder vergessen; auch die Franzosen rühmten den „Zauber“ derselben.

Anspruchlos, wie in seiner äußeren Erscheinung und im täglichen Verkehr, stellt Humboldt auch in seinen Werken niemals seine Persönlichkeit in den Vordergrund. Gewissenhaft scheidet er in seinen Mitteilungen, was die Früchte seiner eigenen Beobachtungen sind und was er aus anderen Quellen entlehnt oder zur Hilfe seiner Erklärungen benützt hatte.

Und doch ist wohl wenigen Menschen eine so glänzende Anerkennung zuteil geworden als Humboldt. Die höchsten Orden aller Souveräne Europas schmückten seine Brust; alle Akademien und Institute rechneten es sich zur Ehre und Gunst, seinen Namen in die Reihe ihrer Mitglieder einzeichnen zu dürfen. Pflanzen und Tieren, Flüssen und selbst Länderstrecken wurden zu seinem ehrenden Andenken der Name „Humboldt“ beigelegt.

Wenige konnten auf eine so reiche Vergangenheit zurückblicken, als Alexander von Humboldt. Als Knabe hatte er noch Friedrich den Großen gesehen, als Jüngling die welkerschütternde französische Revolution mit allem, was sie zur Folge gehabt, — später die Schmach und die glorreiche Wiedererhebung seines Vaterlandes erlebt. Viel Großes sah er erstehen und wieder untergehen; die Größten, deren Namen, gleich dem seinigen, Deutschland heute noch mit Stolz nennt, hatte er gekannt und überlebt. Scherzweise nannte er sich deshalb selbst den „Urmenschen“. — Eine letzte schmerzliche Prüfung war im hohen Greisenalter ihm noch vorbehalten, — die Erkrankung, ja ein langes Siechtum seines königlichen Freundes. Am 22. April 1858 schreibt er an Cornelius nach Rom:

„Ich habe das Glück gehabt, die ersten Zeilen zu schreiben, die Sie nach unserer Hauptstadt riefen. Der, welcher Sie rufen ließ, jetzt geistesmatt, geistig, wenn auch vielleicht nicht ganz hoffnungslos, gedrückt, nennt noch oft und immer mit Bewunderung Ihren schönen Namen. Wir leben hier in einer trüben Atmosphäre. Im Uralter von 89 Jahren, so viele Hoffnungen unerfüllt sehend, rufe ich täglich mit dem großen Dichter aus: *Viver ch'è un andar alla morte* (das Leben ist ein Gang zum Tode). Ich bin arbeitsam, aber trübe.“



Mit lebhaftem Interesse verfolgte Humboldt die von Hermann Hauf besorgte deutsche Übersetzung seines ursprünglich in französischer Sprache verfaßten Werkes: „Reise in die Äquinoctialgegenden“ und schrieb, nachdem er mit hoher Befriedigung den ersten Teil der Übersetzung gelesen, die Vorrede dazu. Er schließt dieselbe mit den Worten: „Es würde mir eine innige Freude sein, noch zu erleben, daß meine in den Jahren freudig aufstrebender Jugend ausgeführte Reise, in unsrer eignen schönen Sprache, mit einigem Vergnügen von demselben deutschen Volke gelesen werde, welches mehr denn zwei Menschenalter hindurch mich in meinen wissenschaftlichen Bestrebungen und meiner Laufbahn durch ein eifriges Wohlwollen beglückt hat.“

Das Manuskript dieser Vorrede, wahrscheinlich das letzte, was Humboldt geschrieben, trägt das Datum 26. März 1859. — Zur selben Zeit war der vierte Band des Kosmos in den Buchhandel gelangt und mit dem Beisatze angekündigt worden: Der neunzigjährige Verfasser sei mit der Vollendung des fünften und letzten Bandes seines großen Werkes beschäftigt.

Wenige Wochen später, am 6. Mai erschienen sämtliche Zeitungen mit Trauerrand.

„Alexander von Humboldt ist gestorben“ war die Kunde, welche durch alle Lande, bis jenseits des Ozeans, schmerzliche Teilnahme erregte.

Ein ungewöhnlich langes und thatenreiches Leben war Humboldt beschieden; dennoch war sein Tod ein unersehlicher Verlust für sein Vaterland, das in ihm nicht nur den größten Gelehrten, sondern auch den edelsten Vermittler aller höheren Interessen, den unermüdblichen Ratgeber und Hilfeleistenden aller Redlichstrebenden verloren.

Es würde zu weit führen, die hohe Bedeutung Humboldts für die Wissenschaft im allgemeinen, und speziell für die Naturwissenschaft, hier ausführlich darzulegen. Wegen Durchforschung von Ländern Amerikas, deren Inneres bis dahin in Europa nahezu unbekannt gewesen, nannte man ihn den „neuen Columbus“; seine Untersuchungen über Vulkane, seine Studien über alte Denkmale und Bauwerke in Mexiko und Peru, sowie seine Nachforschungen über Sprachen und Kulturzustände dieser Völker, ergeben für die Wissenschaft ganz neue Gesichtspunkte. Als Stilist reiht Humboldt durch Eleganz der Sprache und Klarheit der Darstellung sich unseren ersten Klassikern ebenbürtig an. So durfte denn sein König wohl von ihm sagen: „daß er die Kenntnisse einer ganzen Akademie in seiner Person vereinige.“

Ein so umfassendes Wissen auf allen Gebieten der Naturwissenschaften hatte vor ihm noch kein Gelehrter in sich vereinigt, und so war er denn der erste, dem es gelang, ein großes Gesamtbild der Natur vor uns zu entrollen. In seinem weiten Geiste spiegelte sich klar wie wohl in keinem vor ihm der gewaltige Zusammenhang der ewigen Gotteschöpfung. Er war eine jener Erscheinungen, wie kaum ein Jahrhundert eine zeitigt.

Eine große Anzahl von Monumenten, in und außer Europa, sind seinem Andenken geweiht; das schönste, unvergänglichste hat er sich in seinen Werken begründet. Er selbst erwiderte, jede Verherrlichung entschieden ablehnend, auf alle Anfragen über die äußeren Verhältnisse des Lebensganges: „Das Leben eines Gelehrten ist nur in seinen Büchern zu suchen; erkennt mich aus meinen Schriften!“ —

## Von Erik dem Wohlredenden und seiner Fahrt an den Hof des Königs Frode.

Von

Joh. von Wildenradt.

Original-Zeichnung von Karl Gehrts.



er Geschichtschreiber Saxo Grammaticus, (so genannt, ob seiner Kenntnis und Beherrschung der lateinischen Sprache), der Verfasser des ältesten Geschichtswerkes der Dänen, war ein Untergebener des Erzbischofs Absalon, des streitbaren Freundes von König Waldemar. (Waldemar der Große regierte von 1157—1182.)

Auf Absalons Veranlassung sammelte Saxo die im Munde des Volkes umgehenden Sagen mit besonderer Benützung der in Island am sorgfältigsten bewahrten alten Gesänge, und gab in der ersten Hälfte seiner „Historia Daniae“ eine bunte Zusammenstellung derselben, während die ihm näher liegenden Zeiten und vor allen diejenigen, die er selbst miterlebte, ebenso treu wie vortrefflich von ihm

Ihm Manuskriptum Dänischer Sprache



geschildert werden. Das Werk ist für den Altertumsforscher eine wahre Fundgrube, aber auch für die lernbegierige Jugend eine Quelle anregenden Genusses.

Als König Friedlev starb, waren die Dänen darüber einig, seinen Sohn Frode auf den Thron zu setzen, obgleich er nur sieben Jahre zählte; aber damit das Reich während seiner Kindheit nicht verfallte, wurden auf einem Landtage zwölf Männer, die sich sowohl durch ihr Ansehen wie durch ihren großen Verstand auszeichneten, zu seinen Vormündern ernannt. Von diesen sollten die Brüder Koll und Bestmar Frodes Pflegeväter sein, Age, Isulv und sieben andere an seiner statt des Reiches Steuer lenken, während Odd die Flotte befehligte.

Kolls Frau hieß Götvor, ihresgleichen gab es nicht und selbst der größte Kämpfer war nicht im Stande, sie zu übertreffen, denn im Munde trug sie einen pfeilgespitzten Köcher, der niemals leer wurde, und sie war so verschlagen, daß auch niemand süßer als sie reden konnte, — mit einem Wort: Sie war doppelzüngig über alle Maßen. Sie und Koll hatten drei Söhne, und Bestmar hatte deren zwölf, von denen drei, welche Drillinge und berühmte Kämpfer waren, den Namen Grey führten. Aber alle fünfzehn galten schon in ihrer Jugend für die ärgsten Gaubiebe, die es auf Gottes grüner Erde gab. Wohin man kam, sah man die Spuren ihres Unwesens, den Mißbrauch ihrer Macht und alle Früchte des Müßiggangs, der nur schlechten Streichen nachsinnt.

Jahre vergingen, da erdreistete sich der älteste der fünfzehn, seine Augen zu des Königs Schwester, welche Gunvor hieß und die Schöne genannt wurde, zu erheben. Die Prinzessin aber verschmähte den ungerathenen Gefellen und schloß sich, um ihm in Zukunft nicht mehr zu begegnen, mit all ihren Mägden in den Frauenbau des königlichen Palastes ein, wo sie sich von dreißig Kämpfern bewachen ließ. Nun entstand große Not am Hofe Frodes, denn es fehlte an Frauenhänden, die nähen und weben konnten, und die Folge war, daß man in Frode drang, sich zu vermählen. Umsonst suchte er auszuweichen, indem er sich auf seine Jugendlichkeit berief; Götvor antwortete ihm: daß er freien müsse, solange er jung sei, daß die Hoffnung in goldenen Locken sitze, doch fliehe, wenn die Haare grau würden; und er gab endlich nach und willigte ein, die Tochter des Hunnenkönigs zu seiner Gemahlin zu machen.

Götvor mit Koll, Bestmar und all ihren Söhnen zog nun von dannen an den Hof des Königs Hun-

der sie während dreier Tage prächtig bewirtete, bevor er nach ihrem Begehre fragte. Am dritten Tage kam des Königs Tochter, um die Fremden zu begrüßen; ihre Huld und Freundlichkeit erfüllte die Gäste mit erhöhter Zuversicht, und Bestmar benützte die Gelegenheit, um, während die Becher kreisten, der Jungfrau Sinn zu erforschen, doch nur scherzhaft, damit niemand sagen könne, er habe gefreit und ein Rein erhalten. Zu dem Ende begann er mit ihr zu sprechen, hatte einen lustigen Einfall über den anderen, und dieweil man über seine Possen lachte, hatte er sich seines Auftrages verblümt entledigt. Allein was mußte er hören!? Die Prinzessin zuckte die Achseln über Frode, als einen Unwürdigen, der nichts vollbracht habe, wovon die Kunde die Lande erfüllte.

Nun zweifelten die Gesandten, ob sie selbst etwas würden ausrichten können, und ihre einzige Hoffnung beruhte auf Götvor. Und die Doppelzüngige ließ sie nicht im Stich; sie mischte einen Trank, den sie unter den Wein der Prinzessin goß, und seinem Zauber gelang es, den Sinn der Spröden zu verwandeln.

Als die Tochter Huns so gut wie gewonnen war, befahl Götvor Koll und Bestmar, welche inzwischen dem König den Zweck ihrer Reise mitgeteilt hatten, bei diesem auf eine entscheidende Antwort zu dringen. Die Gesandten traten in voller Rüstung vor den König hin, und Bestmar begann: „Entweder, o König, mußt du unsere Bitte erfüllen oder sie mit uns begraben; denn wir sind fest entschlossen, lieber als Männer in deinem Lande zu fallen, denn Kindern gleich unvorrichteter Sache heimzukehren. Gib uns ein Ja, sei es zum Kampf oder zur Brautwerbung; denn glaube mir, es wird Frode lieber sein, daß wir hier erschlagen liegen, als uns hängen zu sehen, wenn wir mit leeren Händen zurückkommen!“ Mehr sagte Bestmar nicht, doch es war genug; denn der König fühlte, daß ihm das Messer an der Kehle saß, und er brauchte deshalb die Ausflucht, die Werber an die Prinzessin selbst zu weisen. Wie staunte er aber, als er vernahm, daß sie nichts sehnlicher begehrte, als den Gästen als Braut ihres Königs zu folgen. Da blieb dem Überlisteten nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel zu machen und seine Tochter dem Dänenfürsten zu verloben. Eilig traf er nun Anstalten, sich selbst mit jener und einer herrlichen Aussteuer gen Dänemark zu begeben; die Reise ging glücklich von statten, und Frode, der seine Verlobte auf das glänzendste empfing, erwies seinem königlichen Schwiegervater alle erdenkliche Ehre.

*Im Nachkommen des Königs Frode auf  
Friedland ausgedrückt sein!!!*



So wurde Homunde — dies war der Name der hunnischen Prinzessin — Frodes Gemahlin und lebte mit ihm drei Jahre in Frieden und Freuden. Aber Frodes Höflinge mißbrauchten die Friedensstille in ärgerer Weise denn zuvor, wilden Rossen gleich, die zu gut gefüttert werden und weder Zaum noch Geißel fühlen. Schimpfworte waren ihre Grüße, manchem, der zu Hof kam, stellten sie ein Bein, und den Gästen an des Königs Tafel warfen sie die Knochen ins Gesicht. Man ersieht daraus, daß das Unwesen bei Hofe, eine Mischung von hübischem Übermut und ruchloser Frechheit, eine Folge der Unmännlichkeit König Frodes war.

Darüber wurde Frode im Auslande verachtet und im Inlande verhaßt, und das Übel mehrte sich noch, als der älteste Grey seine Kühnheit so weit trieb, Zwietracht zwischen den König und die Königin zu säen. — Seinen Haß gegen Gunvor, die ihm einst ihre Hand versagt, hatte Grey wohl zu verbergen gewußt; aber im stillen harrete er des Augenblicks, sich an ihr rächen zu können. Und als eines Tages eine Schar von Freiern zu Hofe zog, stellte er dem Könige vor, wie notwendig es sei, alle einer genauen Probe zu unterwerfen, damit die Prinzessin nur dem Würdigsten zuteil werde. Er selbst wurde zum Schätzer der Verdienste der Freier bestellt; und der Falsche ließ jene bei sich zu Gaste laden, von seinen Knechten töten und ihre Häupter zur Abschreckung für alle folgenden auf Stangen um den Frauenbau stecken.

Trotzdem behielt der Berruchte die Gunst Frodes, denn er war beständig um den König und wußte die Annäherung an ihn jedem anderen zu erschweren. Auf seinen Rat wurde bestimmt, daß niemand ohne Geschenk vor das Angesicht Frodes treten dürfe; und das mißhandelte Volk seufzte im stillen, niemand hatte den Mut, offen aufzutreten und seine Stimme zur Klage über die wachsende Schmach zu erheben, — man schwieg, und die Herzen verzehrten sich in Grimm und Harm.

So standen die Dinge, als König Götthar in Norwegen, dem solches zu Ohren gekommen war, seine Räte zu sich berief und ihnen vorstellte, daß er, da König Frode von Dänemark ein so schlechtes Regiment führe, gesonnen sei, selbst mit einem Kriegsheer dorthin zu ziehen. Die Dänen, meinte er, würden Frode gern aufgeben, und es könne den Normännern nicht schwer fallen, das ganze Land einzunehmen.

Aber einer seiner Diener, mit Namen Erik, erhob sich, sobald der König geendet hatte, und sprach: „Nein, nicht plane du solche That, König

Götthar! Bedenke lieber, daß derjenige, der alles haben will, was er sieht, oft auch noch verliert, was er besitzt! Du baust darauf, daß das Dänenvolk uneinig ist, aber wie wird es dir frommen! Denn wenn ein Feind ins Land zieht, werden sie bald einig sein, ihm den Rückweg zu zeigen. Und glaube du nicht, daß Frode stille sitzen bleiben und warten wird, bis du kommst; sei vielmehr überzeugt, daß er dir auf halbem Wege begegnet, denn er gehört zu jener Vogelart, welche die Krallen braucht, und kein kluger Schmied benutzte seine Zangen, um sich selbst zu brennen. Aber deine Zangen, o König, sind deine Krieger; willst du etwas thun, so sende diese aus, die Hitze zu erproben. Du selbst jedoch schone weisheitsvoll deines Lebens!“

Bisher hatte man Erik gegen seinen Bruder Koller, der für viel klüger galt, gering geachtet; umsomehr wunderte sich König Götthar nun über seine Rede, die vieles in wenigen Worten enthielt. Er legte deshalb Erik den Namen „der Wohlredende“ bei. Und da Erik gleichzeitig verlauten ließ, daß Worte, denen keine Thaten folgen, nur leere Worte seien, schenkte ihm der König ein Schiff, welches Ströter hieß.

Darauf unternahm es ein gewisser Ravn, mit Götthars Einwilligung die dänischen Gewässer zu durchspähen; aber dort stieß er auf Odd, welcher damals, wie erwähnt, oberster Befehlshaber der feindlichen Flotte war. Mit diesem war nicht gut kämpfen, denn er war zauberkundig, konnte die See ohne Kiel durchfurchen und mit Zaubersprüchen Sturm erregen, der den Schiffen seiner Gegner verderblich wurde. Als es zwischen Odd und Ravn zur Schlacht kam, blendete der erstere durch seine Kunst die Augen der Normänner, daß sie wähten, es säße eine Sonne im Schwert jedes Dänen; und das Blendwerk verwirrte sie so, daß sie sich vom Schein überwältigen und ohne Widerstand erschlagen ließen. Von der ganzen Flotte kehrten nur sechs Schiffe nach Norwegen zurück, mit der Meldung vom Untergang Ravns und vielhundert anderer.

Die entkommenen Norweger brachten das Gerücht heim, daß Frode einen Haufen außergewöhnlicher Kämpen in seinem Solde habe, die ihn, obgleich er allgemein verhaßt war, auf seinem Thron hielten. Das kam Koller seltsam vor, und er, der sich gern in fremden Landen umsah, empfand nun Lust, die Wahrheit des Gerüchtes zu erforschen; zugleich that er den Schwur, sich einen Platz unter den gefürchteten Kämpen Frodes zu gewinnen.

„Ja“ — meinte Erik — „wohl bist du hoch und stark gewachsen, aber doch dünkt mir dein



Wort allzukühn!" Als aber Koller ihn versicherte, daß sein Vorsatz unerschütterlich sei, that Erik denselben Schwur und der König gestattete den beiden, so viele seiner Mannen, als ihnen beliebe, zu Begleitern zu wählen.

Da beschloßen die Brüder, zuvor zu ihrem Vater, Regner Kappe zu reisen, um von ihm mit Lebensmitteln und sonstigem Bedarf ausgestattet zu werden. (Regner aber war in zweiter Ehe mit Krage, der Mutter Kollers, der Stiefmutter Eriks, vermählt.) Väterlich empfing er seine Söhne, und schon am Tage nach ihrer Ankunft ging er mit ihnen in den Wald, nicht nur um ihnen seine Herden, sondern auch seine Schätze, die er dort vergraben hatte, zu zeigen. Da Regner ihnen erlaubte, soviel davon zu nehmen, als sie gelüstete, ließen sich die beiden das nicht zweimal sagen, sondern versahen sich mit Gold und Silber auf das beste. Ihre Begleiter trieben unterdes allerlei Spiele und Leibesübungen. Etliche liefen um die Wette, etliche erprobten, wer mit großen Steinen am weitesten werfen konnte, andere spannten den Bogen und schossen nach dem Ziel; aber es waren auch solche unter ihnen, die trüg hinter den Krügen saßen und tranken, bis sie des Guten genug gethan hatten und in Schlaf versanken.

Alles dies gewahrte Koller, der von seinem Vater zurückgeschickt war, um zu sehen, was man im Hause treibe. Aber er sah noch mehr! Denn als er am aufsteigenden Rauch merkte, daß seine Mutter auf dem Herde Feuer angemacht hatte, schlich er an die Thür und spähte durch einen Spalt: da sah er seine Mutter am Feuer stehen und etwas in einem unförmlichen Grapen zusammenrühren. Über demselben hingen an einer dünnen Schnur drei Wasser- und zwei Kohlschlangen, von denen zwei kohlschwarz waren, die dritte aber weißgesprenkelt; den schwarzen war die Schnur durch den Bauch gezogen, aber der gefleckten, die etwas höher hing, war sie nur um den Schwanz gebunden und es tropfte das Fett langsam aus deren Mäulern in den Grapen. Koller meinte, es sei Hexen-Bier, was hier gebraut wurde, und schwieg über das, was er gesehen hatte, um seine eigene Mutter nicht der Zauberei zu verdächtigen; doch er irrte sich sehr, denn es war eine unschädliche Schlangenart, die Krage nur brauchte, um die Speise, die sie bereitete, recht kräftig zu machen.

Als alles fertig war, kamen Regner und Erik hinzu, traten ins Haus und baten Krage, den Tisch zu decken. Das that sie denn auch und schöpfte in eine Schüssel für beide Brüder; doch auf der Seite die sie ihrem Sohn zuwandte, war die Grütze

schwarz mit safrangelben Flecken, und auf der anderen Seite war sie weiß, dem Unterschied der Schlangen entsprechend. Nachdem beide einen Mund voll gekostet hatten, merkte Erik gleich, daß die schwarze Grütze die kräftigste war, und er kümmerte sich nicht mehr um die Farbe, sondern drehte behend die Schüssel um, sodaß Koller die weiße Hälfte erhielt. Auf solche Weise genoß Erik das besondere Glück, die Weisheit mit Löffeln zu sich zu nehmen, denn er empfing gleichsam die Kraft und den Kern alles menschlichen Wissens, sodaß er nicht nur alle Dinge und Begebenheiten, sondern auch der Tiere Sprache verstand. Zugleich wurde ihm eine wohl-lautende Stimme und eine geläufige Zunge verliehen, und er vermochte über alles, was ihm begegnete, sich auf das gewandteste auszusprechen.

Inzwischen kam Krage und sah, daß die Schüssel anders gedreht war; da wurde sie sehr böse, weil ihr Stiefsohn ihrem eigenen Sohne zuvorgekommen war und ihm sein Glück genommen hatte. Doch blieb ihr nichts anderes übrig, als Erik mit einem Seufzer zu bitten, daß er in Zukunft nie die Hand von seinem Bruder ziehen möge, auf dessen Kosten er so begabt worden sei; „denn diese Speise, — sprach sie — hat dir nicht nur Fülle des Verstandes und Rednergabe, sondern auch Glück in Kampf und Krieg verliehen!“

Darauf antwortete Erik: „Meinem Bruder beizustehen wird mich mein eignes Herz stets treiben, denn es schändete sich selbst, wer seines Bruders je vergäße!“

Nun vertraute Krage ihm noch, daß sie, wenn die Brüder sie mit Namen riefen, ihnen sofort hilfreich nahen werde, da ihr Geschlecht göttlichen Ursprungs sei; doch nur im äußersten Notfall dürften sie sich dieses Mittels bedienen. — Krage und Regner folgten den beiden darauf an den Strand, sahen sie an Bord eines und desselben Schiffes steigen und mit ihren Begleitern gen Dänemark unter Segel gehen.

Glücklich verlief die Fahrt an die dänische Küste, dort aber entdeckte Erik sieben feindliche Schiffe und sandte zwei Späher aus, die gut dänisch sprechen konnten und sich ihrer Kleider entledigt hatten, um zu Odd zu gehen und ihm glauben zu machen, daß Erik sie beraubt und entblößt habe. Dadurch, hoffte er, müßten sie um so besser Gelegenheit finden, alles auszuforschen und ihm Bescheid zu bringen. Die List gelang, die Späher wurden von Odd freundlich empfangen und schnappten jedes seiner Worte auf, aus denen hervorging, daß er am nächsten Morgen in der Frühe den Norwegern in den Rücken



fallen und ihnen die Augen schließen wollte, ehe sie sich den Schlaf aus den Lidern gerieben haben würden. Sie hörten auch, daß er den Befehl gab, alle Schiffe mit handlichen Steinen zu füllen; dann entwichen sie in der Nacht und kamen zu Erik, dem sie alles erzählten, was sie wußten.

Als nun Erik sah, was ihm bevorstand, und zugleich des Feindes Übermacht erwog, beschloß er, abermals zur List seine Zuflucht zu nehmen. Er bestieg deshalb ein Boot, fuhr mit umwickelten Rudern an die Flotte Odd's, und es gelang ihm, sie, von den Wachen unbemerkt, anzubohren und wieder von dannen zu rudern. Die Folge war ein langsame Sinken der leeren Schiffe, und die Steine halfen noch dazu, sodaß das Wasser bald bis in die Ruderbänke ging und schon um den Schiffsbord spülte. Da entdeckte Odd erst die Ursache der Gefahr und befahl, das Wasser aus den Schiffsrümpfen zu schöpfen; doch eh' er recht damit begonnen hatte, nahen die Feinde, die Dänen mußten zum Schwert greifen und dem Wasser seinen Lauf lassen. Mehr den Wogen als den Streichen der Normänner erlagen sie zuletzt. Erik freute sich seiner List; Odd und die meisten seiner Genossen fielen, die übrigen wurden gefangen genommen, und keiner entkam, der da hätte erzählen können, was sich zugetragen hatte. Dennoch drang das Gerücht von der Niederlage Odd's bis zu Frodes Thron, doch niemand konnte ihm sagen, wer den verderblichen Schlag geführt hatte.

Nach seinem Siege segelte Erik nach Läsö zurück; aber er fand hier keinen Unterhalt für seine Mannschaft, deshalb ließ er zwei seiner Schiffe mit der Beute heimfahren und befahl, daß sie mit Lebensmitteln für das nächste Jahr zu ihm wiederkehren sollten. Mit dem dritten Fahrzeug wollte er sich an den Hof Frodes wagen. Er steuerte insolge dessen nach Seeland, allein bevor er es erreichte, war die Besatzung fast Hungers gestorben, und es blieb nichts übrig, als ans Land zu fahren und das weidende Vieh zu rauben. Das thaten die von der Not hart Bedrängten auch, fingen und schlachteten, was sie erreichen konnten, ließen die Häute liegen und schafften die Beute an Bord. Aber die Strandbewohner merkten Unrat und stachen in See, um den Räubern nachzusehen. Erik sah, daß er in der Klemme saß, er ließ deshalb die Körper mit Bojen ins Meer versenken und forderte die Seeländer um guten Mutes auf, bei ihm nachzusehen; „aber“, fügte er hinzu, „ihr werdet selbst einsehen, daß es thöricht wäre, gestohlenen Gut in einem offenen Schiff verbergen zu wollen.“ Und da sie nun weder Fleisch noch Wein fanden, meinten die Seeländer

sich geirrt zu haben und verließen das Schiff unverrichteter Dinge. Doch sobald sie sich entfernt hatten, ließ Erik das Fleisch wieder heraufholen und segelte darauf in einen Hafen, dem Königssitze Frodes nahe. Er strauchelte, als er das Land betrat, und wäre fast zu Fall gekommen; aber das deutete er als gutes Zeichen und sprach lachend: „Sei, man muß kriechen können, ehe man gehen will!“

Kaum hatte Grey vernommen, daß ein Fremder ins Land gekommen sei, von dem die Rede gehe, daß ihm die Zunge gar lose sitze, so ritt er an den Strand, um zu sehen, ob er jenem nicht überlegen sei. Wohlredend war Grey keineswegs, doch um so frecher und derber; scheltend fuhr er Erik an: „Ein Narr ist an unseren Strand gestiegen, und der Narr bist du; aber was bist du mehr? Könige halten tüchtige Kämpen wert, nur der Unnützen entledigen sie sich. Woher aber kommst du, wer warf dich vom Pferde, auf welchen Schleichwegen bist du uns genaht? Sag' mir doch, welcher Thaten du dich besleißigst und ob du in deinem Schilde Besseres führst, als Wasser, in ein Sieb geschöpft?“

Erik antwortete: „Regner heißt mein Vater, und Worte schön zu führen ist meine Kunst! Der Vollkommenheit strebe ich nach, und Weisheit suche ich. Wer die weite Erde umschiffet, bekommt vieles zu sehen. Doch eines fand ich überall: daß jeder Geck nur in sich selbst verliebt ist! Wasser ist ein gutes Ding, aber es türmt die verderblichsten Wogen; ihr Name ist „Lüge“, und sie zu bekämpfen hilft kein Ruder, dazu helfen Worte und Waffen allein!“

Zornig entgegnete Grey, schärfer Erik, und als dieser jenem endlich all' seine Laster vorwarf und ihn einen Verräter seines Königs nannte, weil er Zwietracht zwischen Frode und Homunde gesät hatte, warf Grey sein Roß herum und jagte mit wilden Drohungen an den Hof des Königs zurück. Hier schlug er Lärm, schrie, daß er im Wortkampf den Kürzeren gezogen habe, daß er aber mit seinen Brüdern die Waffen ergreifen und den Landstreicher erschlagen wolle. Armseliger Kämpen, der zum Schwert greifen muß, um sich der Worte zu erwehren! Aber König Frode war anderen Sinnes; „denn“, sprach er, „welche Ehre brächte uns das, wenn fünfzehn Schützen einen Hasen erlegten! Und du, sonst so flug, vermagst du deinem Jähzorn nicht zu gebieten und einem Fremden den Krug Bieres, den er schon an den Mund führt, zu leihen, dir die Abrechnung darüber vorbehaltend?“ Durch solche Worte zwang Frode den jungen Tollkopf, sich zu mäßigen, aber das war auch alles; denn



Grey konnte nicht ertragen, von dem Fremden besiegt worden zu sein, und erbat sich deshalb die Erlaubnis, sich durch Zaubermittel an jenem rächen zu dürfen.

Das gewährte ihm der König, und Grey begab sich darauf mit einer Schaar berüchtigter Hexenmeister an den Strand, wo sie ihren Götzen ein Pferd opferten und dessen Kopf mit aufgesperrem Maul auf einer Stange befestigten. Sie hofften Erik dadurch zu schrecken und seinen Anschlag zu vereiteln. Aber sie irrten sich; denn sobald Erik ihre Anstalten wahrte, durchschaute er deren Zweck und befahl all seinen Gefährten, kein Wort laut werden zu lassen, „denn alsdann“, sprach er, „haben die Zauberer keine Macht über uns! Ich allein will das Wort führen, falls es nötig sein sollte!“ Nun lag eine Brücke auf ihrem Wege, und neben ihr war die Stange aufgerichtet; Erik aber ging unerschrocken auf sie los und rief: „Genieße du Zauberer selbst das Glück, das du mit dir bringst, uns aber biete Besseres!“ Da fiel die Stange mit dem Haupte um und erschlug den, der sie hielt; und so machte eines Mannes Wort alle Künste zu Schanden, die mit so vieler Mühe ins Werk gesetzt waren.

Darauf ging Erik weiter, und nun erst fiel ihm ein, daß man nur gegen Gaben des Königs Gast werden konnte; deshalb nahm er, da er sich nicht anders zu helfen wußte, ein Stück Eis, das am Wege lag, und wickelte es sogleich ein, als wäre es ein kostbares Geschenk. So kamen sie an des Königs Hof, und Erik schritt voran, bat aber seinen Bruder, dicht hinter ihm zu gehen; und das war wohlgethan, denn des Königs Sklaven hatten ein mit Unschlitt bestrichenes Fell an der Thür ausgebreitet und zogen es mit einer Schnur an sich, als Erik eintrat, so daß er sicherlich gefallen wäre, wenn Koller ihn nicht am Nacken gehalten hätte. Schön-Gunvor sagte zum Könige, daß er solche Possen nicht dulden dürfe; aber Frode antwortete ihr: „Wie man sich bettet, so liegt man; und ein Leithund der nichts wittert, ist ein unnützes Tier!“

Es war just die kälteste Jahreszeit, nach Mittemwinter, und in des Königs Halle sah es ebenfalls gar winterlich aus; ein langgestreckter Holzstoß brannte inmitten des Estrichs, und zu beiden Seiten zogen sich die Bänke entlang, auf der einen Seite aber saßen die Königlichen, auf der anderen die Trabanten. Als Erik sich den letzteren näherte, wurde er mit einem so ungebührlichen Geschrei empfangen, daß Frode selbst seinen Knechten wehren mußte und ihnen gebot, als Menschen menschliche Sprache zu führen. „Ei“, rief Erik darauf, „ich

glaubte Hunde zu hören, denn wenn einer bellt, fallen alle andern ein, damit man ihre Art erkenne.“

Nun fragte Koll, der die Geschenke im Namen des Königs empfing und dicht am Feuer stand, wo die Gaben blieben, und guten Mutes enthüllte Erik den Eisklumpen, doch wußte er es so schlau einzurichten, daß das Eis, während er es Koll reichte, scheinbar durch die Ungeschicklichkeit des letzteren in die Kohlenglut fiel. Alle, welche den Klumpen gesehen hatten, der in der Flamme Schein blitzte und funkelte, glaubten fest, daß es ein Stück köstlichen Erzes sei, welches nun im Feuer zerschmolz; und Erik, der behauptete, daß Kolls Unachtsamkeit an allem schuld sei, wandte sich an den König mit der Frage, welche Strafe derjenige verdiene, welcher des Königs Gut so verderbe; Frode bat die Prinzessin, seine Schwester, ihre Meinung zu sagen, und diese lautete, daß der König das Gesetz nicht umgehen dürfe, welches Todesstrafe über alle verhängte, die das beseitigten, was dem König als Gabe geboten wurde. Da nun die Mehrzahl gleichfalls einig war, daß man um des Exempels willen den Buchstaben des Gesetzes befolgen müsse, gab der König notgedrungen seine Einwilligung, und Koll wurde zum Tode verdammt.

Als das erledigt war, sprach Frode zu Erik folgendes: „Da du so wortfertig sein sollst, erzähle mir doch, woher du kommst und wohin du gehst?“

Da erzählte Erik mit doppelstimmigen Worten in Bildern und Gleichnissen, oft von des Königs Fragen unterbrochen, wie er von Norwegen ausgezogen war und Odd überlistet und geschlagen hatte. Aber der König verstand ihn nicht und fuhr endlich heraus: „Mag ein anderer dir zuhören, mich leitest du mit deinen Umschweifen und spitzfindigen Worten irre!“

„Desto besser“, entgegnete Erik, „so habe ich auch dem König Frode obgesiegt; denn du hast die Nuß nicht knacken können, und doch war sie keine taube. Wisse denn: Ich bin der Überwinder Odds, und das gab ich dir zu verstehen, als ich davon sprach: daß eine Otter von ihrem Element besiegt worden sei, denn im Meere ertrank der Befehlshaber deiner Flotte!“

Da fand die Prinzessin, daß Eriks Beredsamkeit die des Königs übertreffe, und Frode zog einen Goldring vom Arm und schenkte ihn seinem Gast.

„Aber“, fuhr der König fort, „nun will ich auch wissen, was dich und Grey so entzweite?“

„Ei“, antwortete Erik, „das hing so zusammen: Als ich ihm seine Laster vorwarf, riß ihn der Zorn



fort, und er gestand wider Willen den Schimpf, den er Euch angethan hatte!"

"So war er selbst der Missethäter?!" rief Frode flammenden Auges. Und er wandte sich an die Prinzessin und fragte sie, welche Strafe er über Grey verhängen sollte. Dieser aber sprang auf und wollte Erik mit seinem Speer durchbohren; doch er gab nicht auf Koller Acht, der zur Seite Eriks stand und sein Schwert so wohl führte, daß nicht sein Bruder, sondern Grey das Leben lassen mußte.

"Hei", rief Erik da, "in der Not ist der Nächste der Beste!"

an dem man gehängt werden soll, zu früh. Deshalb gönnt mir gern drei Tage Frist, um mich vorzubereiten; dann will ich euch allen gegenüber treten, falls der König mir eine frische Kuhhaut schenken und mir, als einem Seemann, gestatten will, auf dem Eise zu kämpfen!"

Beides wurde ihm bewilligt, und da nun eine der Parteien des Königs Hof verlassen mußte, ward solches den Söhnen Bestmars geboten, denn es stritt gegen das Gastrecht, die Fremden vor die Thür zu jagen; aber Erik und seine Begleiter nahmen die leeren Plätze ein.



"Ja", antwortete Koller, "in der Not erkennt man den Freund!"

"Doch hütet euch", unterbrach sie Frode, "daß es euch nicht geht, wie man zu sagen pflegt! Wenn man den Tisch in Stücke schlägt, so müssen die Finger dafür büßen!"

"Wohl gesagt", rief Erik, "das gilt dem Erschlagenen und nicht uns; denn Notwehr heißt keine Mannbuße, und wer über das fällt, was er erstrebte, hat zur Klage kein Recht!"

Wutschnaubend sprangen nun Greys Brüder auf und schwuren, alle Habe Eriks zu zerstören, wenn er sie nicht alle im Kampfe bestehe.

"Das kann euch werden", erwiderte Erik, "nur müßt ihr mir Zeit gönnen. Und laßt euch gesagt sein: Selbst auf die längste Nacht folgt der Tag,

Nun wurden die Speisen aufgetragen, und manches Wortspiel zwischen Frode und Erik würzte das Mahl. Immer lecker wurde der Normann, und endlich fragte er, ob es in Dänemark Sitte sei, daß man trockenen Mundes an des Königs Tafel sitze? Der König fühlte sich getroffen und bat seine Schwester, jenem einen Trunk zu reichen. Und als sie ihm nun mit dem großen Becher nahte, faßte Erik ihre Hand und sprach zu Frode: "Gewaltiger König, ist dies eine Gabe, die deine Güte mir gönnt, und verprichst du mir, daß ich behalten darf, was ich in meiner Rechten halte?"

"Es sei denn", erwiderte Frode, der nur auf den Becher sah.

Aber als nun Erik sowohl den Becher als die Prinzessin an sich zog, schien es Frode doch, daß



jener zu weit gehe, und er rief: „Halt ein! Bei uns läßt man die Mädchen selbst bestimmen, an wessen Seite sie sitzen wollen!“

„D“, sagte Erik, „habe ich meine Hand zu weit geöffnet, so bitte ich um Verzeihung; soll es nicht das Ganze sein, so sei es ein Teil davon!“ Und er machte Miene, als ob er der Prinzessin Hand abschneiden wollte. Da ließ ihn der König lieber das Ganze behalten, denn er wollte sein Versprechen nicht verbessern, indem er sein Versprechen brach.

Nun stellte Erik Bürgen, daß er sich zur bestimmten Stunde zum Kampf einfinden werde; dann begab er sich an Bord und benutzte die Frist, um sich und seinen Gefährten Überschuhe aus der ihm von Frode gelieferten Kuhhaut zu machen, die er überdies unter den Sohlen mit Teer und Sand bestrich, um desto sicherer darin auf dem Eise stehen zu können. Das half ihm auch richtig; er brachte die Gegner im Kampfe leicht zu Fall, und sie sanken alle unter seinen Streichen, denn auf des Königs Befehl durfte niemand die Gleitenden halten und die Gestürzten aufrichten.

Da lagen sie nun, alle Söhne Bestmars, und siegreich kam Erik an des Königs Hof; aber Götvor, die über den Untergang des Geschlechtes trauerte und Rache brütete, forderte ihn zu einem Wortkampf heraus und verlangte, daß er sein Leben gegen eine außerordentlich große und kostbare Goldkette wagen sollte. Auch darauf ging Erik ein, und die Kette wurde Gunvors Händen überantwortet.

Nun begann Götvor, indem sie eine verfängliche Frage an Erik stellte, womit sie ihn verwirren wollte; er aber ließ sich durch solches nicht anfechten, antwortete mit ruhiger Überlegung und richtete darauf eine Frage an Götvor, die so listig war, daß jene ihm die Antwort schuldig bleiben mußte und die Kette verlor.

Da erhob sich Bestmar und bestand darauf, daß Erik auch mit ihm einen Wettkampf eingehe; wer obliegen, dem sollte des Gegners Leben verfallen sein. Aber hier galt es nicht Zungengewandtheit und List, hier galt es Kraft in Arm und Bein, denn die Aufgabe war, daß beide zu gleicher Zeit die Enden eines kurzen Strickes fassen und trachten sollten, ihn dem Gegner zu entreißen. Erik weigerte sich nicht; und nun stemmten sie sich mit den Füßen gegeneinander, und die Hände faßten das Seil, aber Erik zog so gewaltig, daß Bestmar loslassen mußte und den Todesstreich von Erik empfing.

Plötzlich riß Frode nun, über den Tod so vieler seiner Mannen ergrimmt, das Messer aus der

Scheide und wollte Erik damit treffen; doch Gunvor, die des Bruders Thun durchschaute, warnte den Normann, und dieser sprang schnell zur Seite. Inzwischen hatte Frode das Messer nach ihm geworfen, es durchfuhr die leere Luft und blieb in der Holzwand stecken. Erik that, als hätte ihn nichts bedroht, und rächte sich an dem Zornigen nur durch die Worte: „Hunden wirft man zu, was man ihnen gönnen will, Freunden pflegt man es zu reichen; dennoch wäre dein Geschenk mir wert, König Frode, wenn du der Klinge die Scheide zugefellt hättest!“ Diese kluge Zurechtweisung nötigte Frode, seinen Zorn zu verbergen, er zog zur Stunde die Scheide aus seinem Leibgurt, reichte sie Erik und that, als ob er wirklich nur Gutes im Sinne gehabt hätte, als er feindlich auf seine Brust zielte.

Als auch das vorüber war, setzte man sich zu Tische und that sich gütlich. — Später, inmitten der Nacht, als alles schlief, weckte Gunvor Erik und raunte ihm zu, daß er fliehen möge und zwar gleich, „denn“, sagte sie, „wenn man gut fahren will, fahre man, solange der Wagen ganz ist!“ Darauf eilten sie zusammen an den Strand, und Erik löste eine Planke an jedem Schiff des Königs, ohne daß der Schaden sichtbar wurde. Sein eigenes Schiff aber ruderten seine Gefellen nur eine kurze Strecke vom Strande fort, damit der König sich nicht bedenken möge, ihm zu folgen.

Bald eilte Frode mit seinen Mannen den Entflohenen nach und stach ins Meer; aber noch hatten sie Eriks Fahrzeug nicht erreicht, als die Wogen schon über alle Borde drangen. Nun galt es anderes, als die Verfolgung Eriks zu erstreben. Frodes einziger Gedanke war, das Leben zu retten; und obgleich er in voller Rüstung war, sprang er doch in die See und trachtete ans Land zu schwimmen. Seine Mannen thaten dasselbe, und wer nicht gutwillig sprang, den spülten die Wellen über Bord. Aber kaum hatten Erik und Koller die Gefahr, in der der König schwebte, entdeckt, als sie selbst, ohne ihr Wagnis zu überlegen, ihm nach bis auf den Grund tauchten. Dreimal hatten sich die Wogen schon über ihm geschlossen, da glückte es Erik, Frode bei seinen langen, gelben Locken zu ergreifen und ihn aus der Tiefe empor zu holen, wo so viele seiner Mannen die Augen für immer schlossen. Man zog dem Könige dann andere Kleider an, allmählich kam er zu sich, doch noch fehlte ihm die Kraft, sich zu erheben und sich zu bewegen.

Als ihn Erik nun fragte, ob er Leben und Freiheit wieder haben wollte, strebte er zuerst seine Augen mit der Hand zu öffnen und sprach darauf



mit matter Stimme: „Bei dem Licht, das ich notdürftig schaue, und bei der Luft, die ich wider Willen atme, beschwöre ich euch: Lasset mich nicht länger leben! Unüberwunden war ich, bis ich der List Eriks unterlag, und es verdoppelt meine Schmach, daß mich, dessen Name hehr und glänzend war, ein Geringerer überwand. Berühmt war ich durch Wissen und Rednergabe, — ein Bauernsohn beraubte mich des Ranges, den ich Königen abgewann. Und du willst mir das Leben schenken? Nein, nahmst du mir die Ehre, so nimm auch mein Leben! — Weshalb wollt ihr eines Mannes schonen, der euch feindselig zu verderben trachtete? Was ist gerechter, als daß ich selbst den Kelch leere, den ich euch vollschenken wollte? Doch wissen sollt ihr: Verweigert ihr mir den Tod, so werde ich mir ihn selbst geben, sobald meine Hand wieder ein Schwert fassen kann!“

„Nein“, antwortete Erik, „verhüte der Himmel, daß du solche Thorheit begingest! Versucht, nicht gefällt hat dich die Norne, und nichts ist dir widerfahren, was die Zeit nicht überwinden wird. Nur im Unglück erstarrt der Mann, und erst nach überwundenem Leid empfindet er die Lust, zu leben. — Ein einziger Trunk salzigen Wassers, könnte er dir allen Lebensmut rauben? Was will es heißen, daß du den Wogen erlagst, da du dem Schwert nicht wichest! Noch bist du jung genug, durch glänzende Thaten selbst deinen alten Ruhm zu verdunkeln. Und bedenke, weibisch ist der Mann, der aus Furcht vor Mißgeschick das Feld räumen will. Bisher warst du ein Schoßkind des Glückes, und nun, da dir Leid widerfuhr, willst du das Schwert gegen die eigene Brust kehren? Willst du, der fest und unerschütterlich wie die Bauta-Steine der Väter

stehen sollte, zittern und brechen, wie ein Rohr?! — Nein, noch weist auf dir der herrliche Geist deiner Väter, und überwunden hat dich nichts, als deine eigene Unbesonnenheit. Wir aber haben dich befreit, nicht dich bezwungen. Ist unsere Freundschaft dir kränkend, willst du Liebe mit Haß vergelten, zürnst du über unsre Dienste, die deinen Zorn dämpfen sollten? Sieh her! Alles, was ich dir abgenommen, gebe ich dir wieder! War es dir leid, als du mir die Prinzessin verlobtest, — wohlan, nimm sie zurück, die Jungfrau hehr und rein, und vermähle sie, wem du willst. Ich selbst unterwerfe mich dir! Beschließ über uns alle und sieh, ob wir dir nicht gehorchen werden!“

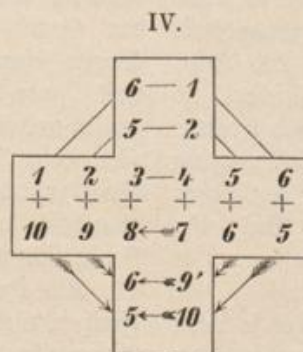
Durch solche Worte versöhnte Erik den König mit sich selbst und mit den Normännern; sie schlossen herzliche Freundschaft, alles ging ans Land, und Frode ließ Erik und seine Mannen auf Wagen ins Schloß bringen. Sobald Frode es betreten hatte, rief er seine Räte zusammen und verlobte Gunvor feierlich mit Erik, den er zu seinem Marschall ernannte. Darauf gab er bekannt, daß er Homunde, die Königin, zu ihrem Vater zurücksenden und an ihrer Statt die Tochter König Göthars, um welche Erik für ihn werben sollte, zu seiner Gemahlin erheben wolle.

Erik versprach, sein Bestes zu thun, und lobte den Entschluß des Königs; doch riet er ihm, Homunde nicht zu den Hunnen zurückzusenden, sondern sie lieber seinem Bruder Koller zu vermählen. Der Rat gefiel dem Könige, und Homunde sträubte sich nicht. Dann hielten beide Brüder an einem Tage Hochzeit und begaben sich samt ihren Frauen auf den Weg gen Norwegen, um für Frode um König Göthars Tochter zu werben.

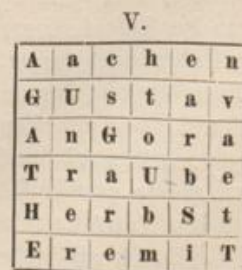
Auflösung der Knackmandeln Seite 95.



II.  
Die Zahl: 2,7.



III.  
Die Zahl: 48.





# Rätsel.

Von  
**Robert Löwike.**

1.

Citaten-Rätsel.

In den folgenden vier Dichterstellen ist ein sehr bekanntes, aus vier Wörtern bestehendes Sprichwort enthalten, und zwar in dem ersten Citat das erste Wort, in dem zweiten Citat das zweite Wort u. s. w. Welches ist das Sprichwort?

Erstes Citat.

Und lehret die Mädchen  
Und wehret den Knaben  
Und reget ohn' Ende  
Die fleißigen Hände.

Zweites Citat.

Und Jener spricht, von Furcht bewegt:  
Von allem, was die Insel heget,  
Ist dieser Ring mein höchstes Gut.

Drittes Citat.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,  
Schoß jäh in die Tiefe hinab;  
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast  
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.

Viertes Citat.

Was frag' ich viel nach Geld und Gut,  
Wenn ich zufrieden bin!  
Giebt Gott mir nur gesundes Blut,  
So hab ich frohen Sinn.

Von  
**Wilhelmine Kemper.**

1.

Mit a spricht's aus der Saat,  
Mit e trägt's der Soldat.

2.

Mit o bei Königen und Kaisern,  
Bei jedem Hause gleichermaßen;  
Mit n, zugleich von Horn und eisern,  
Stampft es das Pflaster auf den Straßen.

3.

Mit a bestimmt's, was leicht und schwer;  
Mit o braust es im Weltenmeer;  
Mit e führt's durch der Länder Raum;  
Mit ie wiegt es mein Kind in Traum.

4.

Das Erste, liebe Kinder,  
Bringt uns der Winter;  
Das Zweite steckt im Faß mitunter;  
Das Ganze hängt vom Dach herunter.

5.

So wie das Erste heißen Kinder,  
Ein Schusterdichter auch nicht minder;  
Das Zweite, fein gehackt, geklopft,  
In dünne Haut ist es gestopft;  
Das Ganze ist ein drolliger Mann,  
Der euch zum Lachen bringen kann.

# Knackmandeln.

Von **Robert Löwike.**

I.

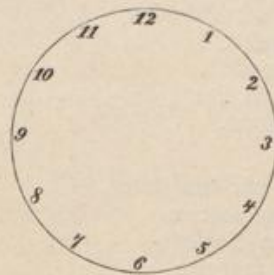
Der Name eines römischen Feldherrn besteht aus 8 Buchstaben. Streiche ich die vier mittleren Buchstaben, welche den Namen eines berühmten Schützen bilden, fort, so ergeben die vier übrigbleibenden Buchstaben ein bekanntes lateinisches Fürwort. Welches sind die beiden Namen?

II.

im	der	sie	ihr	er
land	stein	graß	wägt	bart
del	seid	eu	reich	e

Die Silben in den Feldern der nebenstehenden Figur lassen sich so ordnen, daß sie eine Stelle aus einem bekannten Gedicht ergeben.

III.



Ersetzt man die Zahlen des nebenstehenden Kreises durch die entsprechenden Buchstaben, so bezeichnet:  
1, 2, 3 einen weiblichen Vornamen,  
2, 3, 4, 5, 6 einen König der Juden,  
6, 7, 8, 9 eine Königin des Altertums,  
8, 9, 10, 11 einen weiblichen Vornamen,  
11, 12, 1 einen bekannten türkischen Namen.

## Auflösung der Rätsel Seite 95.

Rätsel von **Robert Löwike.**

1. Akadab.    2. Gellert, Eller.    3. Durch Einfügen der Buchstaben a, d und e.    4. „das“.  
5. Spree, Speer.    6. Ulan, Uhlant.